Uz und Cronegk.

Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert.

Ein biographischer Versuch

von

Henriette Feuerbach,
geb. Heydenreich.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.

1866.

Im Laufe dieses und der nächsten Jahre erscheint bei dem Unterzeichneten:

Geschichte
des deutschen Volkes
und seiner Kultur
von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart

von

S. Sugenheim.

Sechs Bände. à Bd. ca. 2 Thlr.

Die einzelnen Bände werden enthalten:

1. Band. **Die Geschichte bis zum Ende der Karolingerzeit.**
2. „ —— **bis zum Untergange der Staufer.**
3. „ —— **bis gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts.**
4. „ —— **bis zu dem westfälischen Frieden.**
5. „ —— **bis zum Tode Friedrichs des Großen.**
6. „ —— **bis zur neuesten Zeit.**

Mit vollständigem Register über alle sechs Bände.

Trotz der großen Thätigkeit, welche Geschichtforschung und Geschichtschreibung zumal im jüngstverflossenen Menschenalter in Deutschland entfalteten, fehlt doch noch immer eine durchweg auf der Höhe des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft sich haltende, bei jedem einzelnen Punkte die Resultate der seitherigen Forschung kurz zusammenfassende, die eigene politische Reife fördernde **Geschichte des deutschen Volkes** in ansprechender Darstellung und von mäßiger Bändezahl.

Der unterzeichnete Verleger glaubt nun in dem Verfasser des Buches, auf dessen bevorstehendes Erscheinen er hierdurch die Aufmerksamkeit lenken möchte, den rechten Mann für die so überaus schwierige Arbeit gefunden zu haben. Dessen frühere Schriften, wie namentlich seine vor einigen Jahren von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg gekrönte Preisschrift „Geschichte der Aufhebung der Leibeigenschaft und Hörigkeit in Europa," seine „Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaates (von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen gekrönte Preisschrift), seine „Geschichte der Jesuiten in Deutschland", sein „Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland von 1517 bis 1789" überzeugten ihn, daß derselbe auf allen Feldern des fraglichen Gebietes ebenso

heimisch wie erfahren in der Kunst der Darstellung, in der Beherrschung des Stoffes ist. Dazu kommt, daß seine äußeren günstigen Verhältnisse ihn in den Stand setzten, seinen Neigungen zu leben, die er seit 30 Jahren der Geschichtforschung und Geschichtschreibung als consequent verfolgter Lebensaufgabe gewidmet hat.

Des Verfassers Streben bei diesem Hauptwerke seines Lebens ist vornehmlich dahin gerichtet, die politische Bildung unseres Volkes zu fördern, sein Nationalgefühl zu beleben. Um die weiteren Eigenthümlichkeiten derselben kurz hervorzuheben, sei noch bemerkt, daß diese Geschichte des deutschen Volkes überall, wo die Ergebnisse der bisherigen Forschung in besonderen Monographien noch nicht verwerthet worden, für diese ergänzend eintritt, die vorhandenen Lücken ausfüllt. So wird man z. B. die Genesis der Schwertbrüder in Livland und des deutschen Ordensstaates in Preußen nicht nach Voigt's veralteter Darstellung, sondern nach den von Hirsch, Töppen und Strehlke (1861—1866) herausgg. SS. Rerum Prussicar., nach Bonnell's russisch-livländ. Chronographie (St. Petersb. 1862), den einschlägigen Abhandlungen in den neuesten Bänden der Mittheilungen d. histor. Gesellsch. d. russisch. Ostseeprovinzen ꝛc. erzählt finden, den lüneburg'schen Erbfolgestreit im 14. Jahrhdt. nach dem neuesten Urkundenbuche Sudendorf's (1861—1865), die Geschichte Jakobäa's von Bayern, der holländischen Maria Stuart, und ihrer Männer nicht allein nach Löher's Biographie, sondern auch nach den drei Jahre später (1865) von ihm in den Abhandl. d. bayer. Akadem. veröffentlichten Urkunden. In der, schon aus Vorstehendem sich ergebenden, eingehenden, wenn nöthig retrospectiven Weise, in welcher die Geschichte der einzelnen Länder mit der allgemeinen deutschen verknüpft wird, je nachdem jene in dieser eine hervorragende Rolle spielen, so wie in der, auf dem Titelblatt angedeuteten, besondern Berücksichtigung der Kulturgeschichte werden die geneigten Leser weitere werthvolle Eigenthümlichkeiten vorliegender Gesch. d. deutschen Volkes finden, und die Männer von Fach in den Anmerkungen die Angabe der, auch stets benützten, wichtigsten und neuesten Literatur über jeden einzelnen Gegenstand, und zwar nicht bloß der deutschen, sondern auch der französischen, englischen, italienischen, spanischen, dänischen, russischen ꝛc. Noch glaubt der unterzeichnete Verleger die, durch die Gedankenfülle nicht im Entferntesten beeinträchtigte, Klarheit der Darstellung, die das ganze Werk durchwehende Begeisterung für die Einheit unseres Vaterlandes und die wahren Interessen unseres Volkes wie für alles Ächtmenschliche, die Unbefangenheit und Schärfe des Urtheils als nicht geringe Vorzüge desselben hervorheben und daran die Hoffnung knüpfen zu dürfen, daß alle Urtheilsfähigen in demselben nicht nur eine hervorragende und ungemein zeitgemäße Erscheinung auf dem Gebiete der historischen Literatur, sondern auch ein Volksbuch in der edelsten Bedeutung des Wortes erblicken werden.

Dem vorliegenden ersten Bande wird der zweite noch in diesem Jahre, der dritte um Ostern 1867 folgen, und die übrigen Bände werden innerhalb der nächsten 2 bis 3 Jahre in die Hände des Publicums gelangen.

Leipzig, September 1866.

Wilhelm Engelmann.

Uz und Cronegk.

Zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert.

Ein biographischer Versuch

von

Henriette Feuerbach,
geb. Heydenreich.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.

1866.

Vorrede.

„Die Klugheit gebeut den Zuschnitt der Entwürfe den Kräften angemessen zu machen und, wenn man das Große nicht füglich erreichen kann, sich auf das Mittelmäßige einzuschränken."
Kant.

Wer es wagt zum Gegenstand einer Druckschrift die Geschichte von Personen zu erwählen, welche weder Großes gethan noch Wichtiges erlebt haben, der mag seiner Arbeit die oben angeführten Worte des großen Weisen wohl als Schutzbrief und Geleitschein mit in die Welt geben. Doch darf es nicht unausgesprochen bleiben, daß die Schicksale und Leistungen der beiden verschollenen Dichter, von welchen in diesen Blättern die Rede ist, nicht allein für sich selbst Geltung fordern; sie sollen nur zum Stützpunkt dienen für eine möglichst unmittelbare Schilderung der literarischen Zustände ihres engeren Kreises.

Möchte die vorliegende Arbeit als ein kleiner, aus ungedruckten Quellen geschöpfter und für nachsichtige Literaturfreunde geschriebener Beitrag zur Bildungsgeschichte jener Tage angesehen werden! Die Benützung der Originalhandschriften, auf welche sie sich gründet, ist durch die gütige

Bereitwilligkeit der Eigenthümer dieser Correspondenzen, der Direction des Gleim'schen Museums zu Halberstadt und des Herrn Hofrath Professor Weiße in Leipzig möglich geworden.

Es ist noch Eines hinzuzufügen: In vorrückendem Alter liebt man es, das Gedächtniß früherer Zeiten zu pflegen und mit dem Widerschein der Abendsonne die entfernten Gegenden der Kindheit zu beleuchten. Aus solchen Jugendgedanken ist das gegenwärtige kleine Buch hervorgegangen, welches dem Andenken theurer Verstorbenen geweiht ist. Den Verwandten in der Jugendheimath und den Freunden, die mir die Fremde zur Heimath gemacht haben, sei es zu freundlicher Aufnahme empfohlen.

Heidelberg im März 1866.

Inhaltsverzeichniß.

Johann Peter Uz.

Wir betreten eine kleine Stadt im Herzen des alten Frankenlandes. In mäßiger Vertiefung gelegen, ist sie von dunkel bewaldeten Hügeln umkränzt; ein schmaler Fluß schleicht in trägen Windungen an ihr vorüber, um dann, in bescheidenes Weidengrün versteckt, seinen zögernden Lauf landeinwärts fortzusetzen. Pappelalleen bezeichnen weithin die Landstraßen; wohlgebaute Dörfer, in glatte Wiesenflächen oder in schattige Gründe gebettet, beleben die nächste Umgebung. Das Ganze macht den Eindruck eines eng und sicher begrenzten, behaglichen Daseins und ein gewisses vornehmes Ansehen der städtischen Gebäude und Anlagen kommt der an sich nicht reizlosen Gegend entschieden zu Gute.

Es ist Ansbach, die Hauptstadt des mittelfränkischen Kreises im Königreich Bayern, das ehemalige Ansbach oder Onolzbach an der Rezat, wo noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, wie in dem nachbarlichen Baireuth, die hohenzollerschen Markgrafen von Brandenburg, als Nachkommen und Erben der alten Burggrafen von Nürnberg, ein strenges selbstherrliches Regiment über die fränkischen Fürstenthümer führten.

Die Erinnerung des alten höfischen Glanzes scheint weder in den Straßen und Bauwerken der Stadt, noch in dem Wesen und

den Ansprüchen ihrer Bewohner ganz verloren gegangen zu sein. Noch jetzt gelten die beiden früheren Fürstenresidenzen Ansbach und Baireuth als der Industrie abgeneigte Beamtenstädte, die sich einer gewissen Bevorzugung an Rang und Bildung werth halten und in welchen die ererbte Ungunst gegen das gewerbliche Leben des alten prächtigen Nürnberg nicht völlig verschwunden ist.

Das markgräfliche Schloß zu Ansbach, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach einem großen Brande in ziemlich gemischtem Renaissancestyl neu auferbaut, enthält noch theilweise die hundertjährige Zimmereinrichtung der letzten Markgrafen in aller Pracht und steifen Zierlichkeit des echten Zopfthums. In dem wenige Schritte entfernten schönen Hofgarten hat die Natur freilich längst die letzten Reste der seltsamen Gartenkunst jener Zeiten verwischt und es wandelt sich gut in dem schattigen Dunkel der alten Lindenalleen.

In einem verborgen gelegenen Winkel dieses Gartens, rings von dichtem Gebüsch umschlossen, steht ein nicht sehr ansprechendes Denkmal, die Colossalbüste eines Ansbacher Dichters aus dem vorigen Jahrhundert. Vor dreiunddreißig Jahren ist dieses Dichterbild der stumme Zeuge eines bis jetzt unenträthselten Verbrechens geworden, der Ermordung des unglücklichen Findlings Kaspar Hauser. Jetzt dient das blüthenüberfüllte Plätzchen als beliebter Ruhepunct für die harmlose Spaziergänger und Kinderwelt unserer kleinen freundlichen Stadt.

Dem

Weisen, dem Dichter,

dem

Menschenfreund,

seine Verehrer.

So lautet die Inschrift auf dem, für die Größe der Büste ziemlich niedrigen Piedestal des wohlgemeinten Bildwerkes (1). Die dankbaren Ansbacher haben das Andenken ihres, zu seiner Zeit hochberühmten Mitbürgers, des Dichters Uz, auch durch eine Gedächtnißtafel an seiner Begräbnißstätte und an dem kleinen, ihm einst zugehörigen Hause verewigt und überdies der Straße in welcher dasselbe steht, der ehemaligen Adlerwirthsgasse, den Namen Uzenstraße beigelegt.

So ist wohl genügend gesorgt, daß der Klang des Dichternamens nicht der Vergessenheit anheim falle; von dem Manne aber, der ihn trug, dem freundlichen alten Junggesellen, der hier in bescheidener Stille lebte, dichtete, sein Amt führte und starb, ist demungeachtet kaum ein Gedächtniß übrig geblieben. Die Familie ist ausgestorben; Uzens Portrait und die Prachtausgabe seiner Werke wird in der Ansbacher Schloßbibliothek aufbewahrt. Wenn eine greise Dame sich aus ihrer Kindheit noch des alten Herrn erinnert, der sorgfältig und zierlich in Schwarz gekleidet und wohl gepudert und frisirt, täglich zur gewohnten Stunde an ihrem Hause vorüber nach seinem Collegium schritt, mit freundlichem Gruß und Wort ihr ehrfurchtsvoll kindisches Knixchen erwiedernd, so ist dies vielleicht die einzige Erinnerung, die sich in seiner Vaterstadt erhalten hat.

Mit seinen Werken wird es nicht anders sein. Wer mag in unserer Zeit lesen, was vor Lessings reifen Jahren geschrieben ist, wenn nicht irgend ein geduldiger Literaturfreund um eines geschichtlichen Zweckes willen? Gleim, Ramler, Hagedorn, Gellert, Uz — selbst der unsterblich gepriesene Klopstock — sie stehen in stattlichen Bändereihen ungebraucht auf den Büchergestellen, die unsere Pietät ihnen halb ehrfürchtig, halb mitleidig anweist. Wahrlich ein karger Lohn für Alles, was die deutsche Bildung ihnen zu danken hat!

In den Eckermann'schen Gesprächen wird das Wort Goethe's angeführt: „Wenn ich ausscheiden könnte, was ich Alles großen

Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so würde mir nicht viel übrig bleiben." Was soll man aber von Denen sagen, die wenig oder nichts vorgefunden haben? Anfänger und Vorgänger haben immer eine Art von geistigem Märtyrerberuf. Sie dienen einem Zwecke, der so weit über sie hinausreicht, daß dessen Erfüllung ihnen nur in weiter Ferne dunkel und ungewiß vorschwebt. Neben dem Enthusiasmus des künstlerischen Schaffens die Entsagung üben, welche die schwerste ist von allen: das Verzichten auf den eigenen vollen Geisteserfolg, d. h. in diesem Falle zugleich Dichter und Weiser sein, wie Uzens Grabschrift sagt — schwere Aufgabe für ein sehnsüchtiges Dichterherz, das noch dazu unter seidenem Fracke schlägt, für einen glühenden Dichterkopf mit Perrücke und Haarbeutel! Von dem sonnenhellen Gipfel der Vollendung haben wir aus unserem neunzehnten Jahrhundert gut herabschauen auf die nebelerfüllten Thalwege, welche die mit dem Namen der Zopfpoeten verhöhnte Dichterschaar mühselig emporklimmen mußte.

Es war eine wunderbare Erscheinung, als mitten aus der Verwirrung eines sinkenden Reiches und eines mißbrauchten Volkes der erste leise, herzinnige Ruf erklang, der die Geister aus dem Schlafe erweckte. Recht aus tiefer innerlicher Nothwendigkeit, und deshalb so unwiderstehlich, hat sich die Kraft jener Geistesbewegung bezeugt, die dem edlen Samen der Poesie auch auf dem trockensten Erdreich Gedeihen schuf. Der Sturm der Völker ist es nicht, der die Keime der Dichtung in's Leben ruft. Wir sehen im Gegentheil das am Horizont der Geschichte sich erhebende Licht zuerst friedlich die Geister erhellen, ehe der Brand sich entzündet, in welchem die Menschen unter Kampf und Wunden die Stufen ihrer Entwicklung erringen. Die neue deutsche Geisteserhebung war schon in vollem Wachsthum begriffen, als Friedrich der Große seine Ruhmesbahn betrat, auf der er dem deutschen Genius den Weg mit dem Schwerte gebahnt, und, wie Goethe sagt, unserem Volksleben

den großen nationalen Inhalt gegeben hat, den die Poesie dann in schönen Formen ausbildete.

Unter den Dichtern der Vorbereitungszeit, d. h. unter denjenigen, welche dem Reformator unserer Literatur, Lessing, unmittelbar vorausgingen, war Uz als einer der bevorzugtesten anerkannt. Sein natürliches poetisches Gefühl leitete ihn die damals herrschende seelenlose Nachahmung der antiken Dichtungsformen auf eine der deutschen Sprache angemessene Nachbildung zurückzuführen; ein Verdienst, welches zu jener Zeit viel größere Bedeutung hatte, als wir jetzt nach oberflächlicher Beobachtung zu ermessen vermögen. Nicht minder hoch ist es ihm anzurechnen, daß er sich frei hielt von jener poetisch spielenden Empfindsamkeit, wie sie in seinem nächsten Freundeskreise mit Vorliebe gepflegt ward, Uz war zu einfach und zu wahrhaftig, um solch künstlich erzeugten freundselig überfließenden Gefühlsergüssen sich nachhaltig hinzugeben. Sein schlichter Sinn bewahrte ihn vor der menschlichen Schwäche, aus welcher jene dichterische Richtung hervorging, der Eitelkeit. Die Poesie war ihm immer ein heiliger Ernst.

Dieser Vorzug, welcher nicht sehr Vielen aus dem damaligen Dichterkreise zugestanden werden kann, dürfte dem Biographen vielleicht einigen Muth geben, das bescheidene Leben dieses Dichters wenigstens so weit in's Auge zu fassen, als es mit der allgemeinen Literaturentwicklung in lebendigem Zusammenhange steht.

Die früheren gedruckten Nachrichten über Uz beschränken sich auf einen sehr geringen Vorrath; es sind meistentheils nur Namen und Jahreszahlen, wie sie in Lexica und Almanachen üblich waren. Uz selbst hat im Jahre 1768 dem gleichzeitigen Biographen und Nekrologenschreiber, Christian Heinrich Schmidt, aus seinem Leben Dasjenige mitgetheilt, was er für den literarischen Bedarf als nöthig erachtete. Diese Notizen sind dann um Weniges vermehrt und verändert von seinem späteren Lebensbeschreiber, Schlichtegroll, sowie von einer namhaften Zahl literargeschichtlicher

Schriftsteller nach der damaligen Sitte in verschiedene Sammelwerken aufgenommen worden (2). Mehr oder weniger wiederholen sie alle denselben Inhalt mit den nehmlichen Worten. Von individueller Entwicklung findet sich in diesen Aufzeichnungen keine Spur; und auch das was sonst die ersten Züge eines Lebensbildes mit heiterem Glanze erhellt, die Poesie der Kindheit, fehlt hier der Ueberlieferung völlig. In ihrem verhüllten Wachsthum verhielt sich diese Dichterjugend wie die Zeit, der sie angehörte. Unter starren Formen festgebannt, war das schaffende Feuer, die Unmittelbarkeit und Naivetät des jugendlichen Werdens sich selbst poetischer Gehalt.

Nur eben vor Abschluß dieser Blätter erschienen, zur Bestätigung und Vervollständigung des verarbeiteten Materials sehr rechtzeitig, die „Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund aus den Jahren 1753—82 herausgegeben von August Henneberger. Leipzig 1866.“ An sie schließen sich die zum größten Theil und in ihrem Zusammenhange noch ungedruckten Quellen, welche der gegenwärtigen Arbeit zur Grundlage dienen: Uzens Briefe an Gleim, welche den Zeitraum von 1741 bis 1792 umfassen und die Briefe von Lessings frühem Jugendfreunde Christian Felix Weiße an Uz aus den Jahren 1766 bis 1796 (3).

Daß diese handschriftlichen Sammlungen Documente des echten Zopfthums sind, bedarf keiner Versicherung. Sie bieten nicht viel des Neuen, noch weniger des Interessanten und Geistreichen nach unserem Sinne; doch werden sie, wie alles lebendig Unmittelbare einen gewissen Werth in den Augen Derjenigen haben, welchen das Wachsen und Blühen der deutschen Literatur überhaupt zu Herzen geht.

Jugendzeit.

Es wird der Welt wenig daran liegen zu erfahren, daß Uz den 3. October 1720 zu Ansbach oder wie man damals schrieb: Anspach geboren war und daß sein Vater Goldarbeiter und Inspector des chemischen Laboratoriums daselbst gewesen ist; so wie denn auch genauere Familiennachrichten überflüßig sind, die für keinen Lebenden mehr Werth haben können. Die Herren Schmidt, Meusel, Jördens und wie die Lebensberichterstatter unseres Dichters sonst noch heißen, mögen ruhig bei Seite bleiben. Für uns genügt die Bemerkung, daß der Vater ein vielseitig thätiger und gebildeter Bürgersmann, die Mutter eine kluge und charakterfeste Frau war, die, nach dem frühen Tode ihres Mannes die Herrschaft über den heranwachsenden Sohn wohl zu bewahren wußte.

Geist und Sinn der Uzischen Familie scheint zu aller Zeit über den gewöhnlichen Kreis des gewerblichen Lebens ziemlich weit hinaus gereicht zu haben. Es herrschte künstlerischer Verkehr in dem Hause, wie denn zwei markgräfliche Hofmaler, Vater und Sohn Fillisch, als Verwandte aus und ein gingen und der damals sehr berühmte Portraitmaler Feuerlein, den kleinen Johann Peter aus der Taufe gehoben hatte. Die gebräuchliche Sitte, daß der Sohn gehalten war das Geschäft des Vaters fortzusetzen, ist hier nicht berücksichtigt worden, und es zeugt für die damalige Zeit von keinem geringen Grade vorurtheilsfreier Bildung, nicht minder von einem gewissen Wohlstande, daß den Fähigkeiten und Neigungen des jungen Sohnes bei der Bestimmung seines künftigen Berufes eine entscheidende Stimme zugestanden wurde. Der Unterricht im Zeichnen, welchen der Knabe früh und in künstlerischer Weise erhielt, mag auf seine spätere Entwicklung nicht ohne Einfluß geblieben sein. Eine Zeitlang dachte man daran ihn der Kunst zu widmen.

„Es wurde nichts versäumt, was zu seiner Ausbildung dienen konnte“ heißt es in Schlichtegrolls Biographie, „und als seine Anlagen sich zu entwickeln begannen, ward er zum Studiren bestimmt und besuchte das Anspacher Gymnasium“. Jedenfalls hat unser kleiner Johann Peter unter die ersten Schüler dieser Anstalt gehört, die erst 1737 gegründet wurde.

Die Anspacher verdankten ihr Gymnasium dem Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich, welcher 1729 die Regierung angetreten hatte und den das Volk um seiner despotischen Launen und seines unbändigen Jähzorns willen zuweilen „den Bösen“ zu nennen pflegte. Vielleicht würde er diesen Beinamen weniger verdient haben, wenn nicht die Gewohnheit strenger Kinderzucht, wie sie in der damaligen Zeit namentlich unter den höheren Ständen üblich war, für ihn zu einer wahrhaft barbarischen Härte gesteigert worden wäre. Auf dem Jagdschloß Bruckberg hatte er seine Kindheit unter der Zucht eines rohen Hofmeisters, unter geistigen und körperlichen Mißhandlungen aller Art verlebt. Im siebenzehnten Jahre, vollkommen verwildert zur Herrschaft gelangt, suchte er sich denn freilich für seine unglückliche Knabenzeit zu entschädigen, indem er in seinem Lande eine Willkür ausübte, zu welcher er sich seiner Natur nach und in dem Sinne seiner Zeit wohl berechtigt glaubte. Zugleich mit dem Regierungsantritt hatte Karl Wilhelm Friedrich seine Vermählung mit Friederike Louise, der zweiten Tochter Friedrich Wilhelms I. von Preußen gefeiert. Es war dies keine heilbringende Verbindung und man wußte bald genug zu sprechen von den Ehezwisten und dem tyrannischen Wesen des bösen Markgrafen, der eigentlich nicht schlimmer war als viele andere Fürsten in gleicher Lage und in derselben Zeit, nur derber und offenherziger.

Ueber das Leben und Treiben in der kleinen Hofstadt Anspach gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hat der bekannte Schriftsteller, Ritter von Lang, fast die einzigen sicheren Nachrichten hinterlassen, wobei ihm jedoch die Quellen nicht reichlich geflossen

zu sein scheinen. In seinem „Jubeljahr Ansbach's" sagt er, daß der Schrecken unter der Regierung eines allerdings zuweilen grausamen Fürsten selbst den Gedanken, die Ereignisse des Hofes und der Verwaltung niederzuschreiben als ein gefährliches Wagestück unterdrückt habe. Dem unmittelbaren Einfluße des Hofes gegenüber mochte sich denn auch hier das bürgerliche Leben, in äußerlicher Unterordnung und innerlicher Abwehr, zu einer noch abgeschlosseneren Form ausgebildet haben als dies ohnehin bürgerlichstädtische Sitte war.

Wenn wir die ceremoniellen Gebräuche und Gewohnheiten des vorigen Jahrhunderts als eine wohlthätige Zuflucht für deutsche Sitte in schlimmer Zeit mit einer gewissen Ehrfurcht betrachten müssen, so ist doch manch jungem feurigen Gemüth ein herber Zügel dadurch angelegt werden. „Der Name Mutter ist süß," hat Lessing einmal gesagt, „aber Frau Mutter schmeckt wie Citronen und Essig."

Der gute Johann Peter war jedoch ein folgsamer Sohn, kein revolutionärer Kopf wie Lessing. Mit gleichmäßiger Gewissenhaftigkeit, wie in seinem häuslichen Verhalten war er auf seine Studien bedacht, die denn auch ganz nach Sinn und Art der von despotischem Wesen ganz erfüllten Zeit eingerichtet waren. Eine Schilderung des Anspacher Gymnasiums, wie es im Jahre 1757, also achtzehn Jahre, nachdem Uz es verlassen, war, findet sich in dem von Theodor Mundt und Varnhagen von Ense herausgegebenen Nachlaß Karl Ludwig von Knebels, der bekanntlich auch ein Ansbacher war.

„Die gründlichste Kenntniß des Lateinischen, das allem Uebrigen voranging, war das Steckenpferd der Pädagogik," so heißt es in der Einleitung. Lateinische Verse mußten in Masse auswendig gelernt werden und dann folgte an Wichtigkeit die Bibel, die zu einer fast militairischen Tactfestigkeit einexercirt wurde. Die Geschichte ward beinahe gänzlich dem häuslichen Fleiße nebenbei über-

lassen. Bildung und Unterricht waren größtentheils Gedächtnißsache; statt der Erweckung höherer Intelligenz kam es nur auf die sogenannte Schärfung des Verstandes an und Alles was das freiere geistige Leben der Persönlichkeit hätte erwecken können, blieb ebenso von Seiten der Lehrer als der überstrengen Eltern unbegünstigt. Es gab damals fast lauter harte und aus Princip tyrannische Väter," fügt der Herausgeber hinzu, „welche die eigenste Individualität ihrer Kinder eher unterdrücken als freilassen mochten."

Nichts destoweniger ist aus dem steifen Zwang der Ansbacher Lehranstalt eine nicht geringe Anzahl tüchtiger Männer erwachsen welche im In- und Auslande zu Ehren und Ansehen gelangt sind, freilich wohl nicht durch die Art und Weise des geschilderten Unterrichts, sondern durch den erwachenden Geist der neuen Bildung, der die alte Form in den jungen Köpfen mit neuem Hauche beseelte (4).

Auch die dichterische Anlage unseres jungen Schülers entwickelte sich in erfreulicher Weise, wofür eine Menge kleiner Versuche Zeugniß ablegten, die sich — leider oder zum Glück — spurlos verloren haben. Für Uz namentlich war die hartnäckige Ausdauer, mit welcher auf der Schule Latein und Griechisch gelehrt wurde, das Mittel, welches ihn ohne Umwege an die lebendige Quelle der Poesie, zu den Alten, führte. „Horaz und Anakreon waren beständig in seinen Händen."

Im Jahre 1739 ging der junge Uz wohlvorbereitet auf die Universität Halle, um dort die Rechte zu studiren, wie dies nach seinem Wunsche im Familienrath beschlossen war. Die nahe Verbindung, die er dort sogleich mit Gleim schloß, führte ihn alsbald mitten in den Strom der literarischen Bewegung.

Vom Jahre 1741 an beginnt mit seinem Briefwechsel für uns die eigentliche selbstständige Lebensgeschichte des Dichters: eine Lebensgeschichte, welche durch den Mangel an schicksalsvollen Begebenheiten wenig Interesse bieten würde, wenn sie nicht innerlich auf das Genaueste mit der Geschichte der Literaturperiode verbunden

wäre, welche der Blüthenzeit der deutschen Dichtung unmittelbar vorangegangen ist.

Die Briefe selbst berühren innere und äußere Lebensverhältnisse nur wenig; allgemeine öffentliche und politische Zustände so viel als gar nicht. Literarische Interessen sind es fast ausschließlich, welche der brieflichen Mittheilung für würdig erachtet wurden. Vielleicht lag jene Eigenthümlichkeit, die Gebilde der Phantasie und die Schätze gelehrter Erfahrung so sorgfältig von der äußeren Welt abzuschließen, mehr in dem Wesen der beginnenden Bildungsepoche als in dem Charakter des Einzelnen. Ein solches in sich hinein leben kann da vielleicht natürlich gefunden werden, wo im Inneren des Geistes große Ideen fast noch wie träumend in's Dasein traten, die erst später, langsam reifend, durch vielfache Gestaltungen ihre Bahn in das freie Leben nahmen.

Daß übrigens das Schweigen über öffentliche Angelegenheiten in jenen Zeiten auch eine nothwendige Klugheitsregel war, besonders für den Beamten eines kleinen Fürstenhofes, darf gleichwohl nicht vergessen bleiben. Uz war eine fügsame Natur. Er hat in dieser, wie in allen andern Beziehungen vollkommen seiner Zeit angehört.

Literarisches Wesen.

Auf dem Wege deutscher Bildung kann man keinen Schritt thun ohne dem Einen zu begegnen, in welchem sie vollendet ist, Goethe. So mag denn auch der gegenwärtige Abschnitt mit einer Erinnerung an Dichtung und Wahrheit beginnen und zwar mit der ergötzlichen Beschreibung von Goethe's und Schlosser's Besuch bei Gottsched, wo uns das Haupt der Leipziger Gelehrtenwelt gar lebendig und anschaulich vor Augen geführt wird. Wir sehen den großen, breiten Mann im gründamastenen mit

rothem Tafft gefütterten Schlafrock, wie er mit der einen Hand die mächtige Allongeperücke von dem Arm des zu spät herbeieilenden Dieners nimmt und sie auf sein ungeheures kahles Haupt schwingt, während er mit der andern dem armen Straffälligen eine gewaltige Ohrfeige verabreicht, um dann mit den eingetretenen Fremden gravitätischen Anstandes einen gelehrten Discours zu eröffnen.

Die kleine Erzählung, welche durch ihre, fast möchte man sagen symbolische Wahrheit einem endgültigen Urtheil durch die Geschichte gleich kommt, gehört in die letzte Zeit von Goethe's Aufenthalt in Leipzig, und es waren wohl dreißig Jahre vergangen, seitdem Gottsched den Höhenpunct seines gelehrten Herrscherthums erreicht und verloren hatte. Er ertrug es länger als irgend Jemand sich selber überlebt zu haben.

Die jungen Dichter der damaligen Zeit traten bei ihrem poetischen Erwachen in eine Geistesatmosphäre, die von einer mächtigen Erregung, einem ahnungsvollen Drängen nach neuen Gestaltungen durch und durch erschüttert war. Seitdem der dreißigjährige Krieg Verwüstung über alles deutsche Land gebracht, waren auch die Blüthen des Geistes für lange schlafen gegangen, doch nur wie das Samenkorn in der winterlichen Erde, das neues Leben verheißt. Und die Zeit kam, in welcher die jungen Keime kräftig emporstrebten; ein redliches Wollen, Ahnungen, Hoffnungen des vaterländischen Geistes in wohlgesinnten Männern, denen die französische Bildung der höfischen Kreise und die lateinische Wissenschaft der Schulgelehrten kein Genüge thaten und die von dem Glauben erfüllt waren, daß die theure edle Muttersprache einer selbstständigen Ausbildung nicht minder würdig und fähig sei. So hatten sich an einzelnen Orten kleine Kreise eifriger Literaturfreunde gebildet, die in gemeinsamem Streben für deutsches Wort und deutsche Schrift als geschlossene Gesellschaften treulich zusammenhielten; und wie die Universitäten überhaupt die Zufluchtsstätten für alle geistigen Angelegenheiten waren, so traten auch

die ersten schüchternen Versuche der deutschen Dichtung mehrentheils in der Nähe und unter dem gewichtigen Schutze der lateinischen Schulgelehrsamkeit in's Leben. Gab es doch damals noch keine deutsche Schriftsprache, die als feststehende Regel betrachtet werden durfte.

Innerhalb dieses unsicheren Tastens und Versuchens konnte es wohl geschehen, daß einzelne Männer, die mit einem gewissen Maaße von Einsicht ausdauernde Thatkraft und zureichendes Selbstvertrauen verbanden, eine Zeitlang als Richter in dem jungen Reiche der Literatur sich erhoben. Der Name Leipzig braucht kaum hinzugefügt zu werden, um auf Gottsched hinzuweisen, dessen Wirksamkeit in ihrer Blüthe und in ihrem Verfall fast einzig in ihrer Art zu nennen ist.

Es war dem Leipziger gelehrten Herrn wohl schon in der Wiege gesungen, was die Welt von ihm erwarten sollte und Gottsched hat ihr das Beispiel eines fünfzehnjährigen Magisters gegeben. Seinen Gelehrtenthron hat er dann in gutem Glauben auf vier starke Säulen, die Logik, die Metaphysik, die Poesie und die Beredtsamkeit gebaut, was in der damaligen Zeit, wo man bei geringerem Wissensvorrath, leichter von einem Fach in das andere überging, nicht befremdlich erschien. Daß die Poesie als eine Universitätswissenschaft auftrat, war jedenfalls das Bezeichnende für den Stand der Dinge.

Es war überhaupt ein wunderliches Leben in den damaligen Universitätskreisen. Die Würde eines Professors, vor allem eines Leipziger Professors kann man sich von vorn herein nicht groß genug vorstellen. Denken wir uns die stattliche Gelehrtenversammlung der Herrn vom akademischen Senat, bis über die Schultern in ihre Lockenperrücken eingehüllt, sich gegenseitig mit dem feierlichen Worte „Magnificenz“ begrüßend; ein Titel, den jeder Universitätsprofessor lebenslänglich zu führen berechtigt war, der einmal die Würde des Prorectors bekleidet hatte. Auch war es gewiß ein

eindringliches Zeichen des Adels der Gelehrsamkeit, wenn vor dem über die Straße schreitenden Rector die Wache unter das Gewehr trat. Die Frauen hatten gleichfalls Theil an den akademischen Ehren und Würden. Bei Hochzeiten, Kindtaufen, und Leichenbegängnissen wurden lateinische Festreden gehalten. Die Universität war eine aristokratische Republik und die Würdenträger der Wissenschaft glaubten sich mit nicht geringerem Pomp umgeben zu dürfen als diejenigen des Staates und des Hofes (5).

In Gottsched sehen wir das Urbild dieses vornehmen Gelehrtenthums und sind seit lange gewohnt mit diesem Namen einzig den Begriff anmaßlich beschränkter und schwerfällig langweiliger Zopfgelehrsamkeit zu verbinden. Es läßt sich auch schwerlich behaupten, daß die Natur Gottsched mit poetischem Gefühl gesegnet habe. „Ihn als einen Mann hinzustellen, der jemals im Stande gewesen wäre, für eine Sache zu schwärmen, würde vergebliches Bemühen sein," sagt Gottsched's Biograph, der gewissenhafte Danzel. Selbst Gottsched's Frau, Victoria Culmus, die treue Beratherin und Helferin seiner weitaussehenden literarischen Pläne ist grollend und kummervoll aus der Welt gegangen, als ihr die Einsicht in die Grenzen der geistigen Begabung ihres Mannes den Trost für seine menschlichen Schwächen raubte.

Trotz alledem war es Gottsched gelungen im Kreise einer unterwürfigen Schülerschaar mehr als zwei Jahrzehnte lang für Alles was da dichtete und schrieb als Vorbild angesehen zu werden; und zwar hatte er diesen Erfolg nicht allein seinem allerdings wunderbaren Selbstvertrauen zu danken, sondern einem wirklichen Verdienst, welches die kühnen Helden im Geiste, die seine Herrschaft stürzten, in der Hitze des Kampfes wohl übersehen konnten, das aber von dem nüchternen Urtheil der Nachwelt nicht übergangen werden sollte. Gottsched ist es doch gewesen, welcher an die schwere Anfangsarbeit auf dem Boden unserer Literatur zuerst Hand angelegt hat, wenn auch mit rohem und ungefügem Werkzeug. Er war

der Erste, welcher die Idee einer deutschen Gesammtliteratur gefaßt und mit diesem Zauberwort den Weg für Freund und Feind geöffnet hat. Alle Späteren sind dieser Richtung gefolgt, auch Lessing, obschon dieser es am wenigsten eingestehen mochte und einst auf das anerkennende Wort „Niemand wird Gottsched's Verdienste läugnen wollen," sein keckes: „Ich bin dieser Niemand," hinwarf (8).

Ausbildung der deutschen Sprache, Feststellung der Regeln für poetische Erfindung und Ausführung, Neugestaltung des Theaters, das waren die Hauptpuncte, auf die der Leipziger Professor seine Thätigkeit richtete. Zugleich sollte die Stadt Leipzig, die durch ihren Handel zu großer Bedeutung gelangt war, nun auch der Mittelpunct für die geistigen Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes, sie sollte das deutsche Paris werden, die von Gottsched neugeordnete deutsche Gesellschaft die Stelle der französischen Akademie in Deutschland vertreten. Und hat Goethe nicht später zugestanden, daß Leipzig ein klein Paris war, das seine Leute bildete? Im Jahr 1776 freilich beklagt er sich in einem Leipziger Brief an seinen Herzog komisch genug über die steifröckigen, krummbeinigen, degenschwänzlichen Magisters und die feiertagsberockten, altmodischen, schlanklichen, vieldünklichen Studentenbuben, die ihm den Weg über den Wall verleiden (7). Die ungeheure Kluft, welche hier die Geister trennt, spricht aus dem frischen Eindruck wie aus dem gereiften späten Urtheil.

Daß aber Gottsched dem bittersten Verhängniß, dem Fluch der Lächerlichkeit anheimgefallen ist, war freilich seine eigene Schuld, Hochmuth und Beschränktheit haben ihn zum Märtyrer an seiner eigenen guten Sache gemacht und er hat es erleben müssen, daß ein jüngeres, kraft- und geistvolleres Geschlecht mit Hohn und Verachtung seine Fußtapfen verwischte.

Von dem Gelehrtensitz an der Pleiße haben wir uns nach dem schönen Zürich zu wenden, wo damals schon geraume Zeit ein Verein literarisch gebildeter Männer zu dichterischer und gelehrter Wirk-

samkeit zusammengetreten und unter Leitung zweier, in seltener Einigkeit strebender Freunde, des Stadtrath Bodmer und des Canonikus und Professor Breitinger zu bedeutenden Erfolgen gelangt war. „Wenn ich sage „wir“, so wissen Sie daß ich den Professor Breitinger meine“, schrieb Bodmer im Anfang der Vierziger Jahre an Gleim, und es war dies jedenfalls ein erfreulicheres Verhältniß als dasjenige, welches Gottsched und seine in Furcht und Schrecken bewundernde Jüngerschaar zusammenhielt.

Die Züricher Freunde, von den Leipziger Bestrebungen lebhaft angeregt, schlugen alsbald eine ähnliche Richtung ein. Wenn sich hier mehr poetisches Verständniß geltend machte als in dem Gottsched'schen Kreise, so waren die theoretischen Lehrsätze deshalb kaum klarer und sicherer und die dichterischen Ergebnisse wenig besser als andere ihrer Zeit und ihrer Art. Goethe bezeichnet Breitinger's kritische Dichtkunst „als einen Irrgarten, der desto ermüdender erschien, je tüchtiger der Mann war, der den lehrbegierigen Schüler darin umhertrieb“. Bodmer's großes Noahgedicht, welches freilich in der Folge erst der Klopstockbegeisterung sein Dasein verdankte, nennt er „ein allgemeines Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserfluth.“

Der eigentliche Grund, um dessentwillen die Leipziger und die Schweizer Schule einen Kampf auf Tod und Leben begann, ist schwer zu bezeichnen. Er lag in der Luft, wie jeder geschichtliche Entwicklungsproceß, wenn ein Altes im Vergehen und ein Neues im Werden ist. Die abweichenden Meinungen bezogen sich auf Fragen über Entstehung und Gestaltung poetischer Schöpfungen und würden wohl in Frieden sich gelöst haben, wenn nicht die Kampflust beide Theile über ihre anfänglichen Grenzen hinausgeführt hätte. Gottsched wollte Alles in der Form finden; er glaubte daß durch die Befolgung seiner Regeln Jedermann im Stande sei, gute Gedichte zu machen. Die Schweizer suchten nach der inneren Kraft, durch welche die todte Regel Leben gewinnt. Wenn in dieser

tieferen Region ein fester Standpunkt noch nicht gewonnen ward, so hören wir doch hier die Poesie zum erstenmal eine Kunst nennen.

Es lohnt sich kaum, die übrigen Streitpunkte zu berühren: Verschiedene Meinungen über englische und französische Muster, über die Berechtigung reimloser und gereimter Verse—zweifelhafte Sätze, die nur durch Uebertreibung und gegenseitiges absichtliches Mißverstehen so weit auseinander führen konnten. War doch die gemeinsame Bewunderung und Verehrung für die Alten ein Punkt, in welchem die Versöhnung so nahe lag.

Es zeigte sich hier, wie so häufig im Leben, daß ein kräftiger, nachhaltiger Streit in geistigen Dingen eigentlich nur da möglich ist, wo man im tiefsten Grunde einverstanden ist.

Jede der Parteien suchte sich durch Anhänger und Hülfsarbeiter zu verstärken. „Ihre Freundschaft ist uns gar nicht gleichgültig," schrieb Bodmer im Jahre 1745 an Gleim. „So streitbar sind wir nicht, daß wir nicht müde würden, uns mit der Dummheit herumzuschlagen, wofern wir nicht durch Zurufen und Mitstreiten anderer Freunde des guten Geschmackes aufgemuntert werden. Pyra ist mitten in seinen Siegen gestorben, Liscow ist ein schlafender Löwe, Hagedorn hält hinter dem Berge. Die Zeit wird uns lange bis Ew. den Harnisch anlegen" (8). Gleim war klug genug den Harnisch bei Seite zu lassen. Er wartete auf bessere Zeiten.

In den gelehrten Zeitschriften tummelten sich die Kämpfer mit wachsender Leidenschaft. Die Sache könnte ergötzlich scheinen, wenn sie nicht eigentlich doch sehr langweilig wäre. Unter den von Gottsched herausgegebenen gelehrten Zeitungen war „das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" vielfach in den Schweizer Streit verwickelt. Als eigentlicher Kampfplatz galt aber die von seinem getreuen Schüler, dem Leipziger Bibliothekar Schwabe gegründete Zeitschrift, „Belustigungen des Verstandes und Witzes." Auch die Schweizer hatten wunderlich getaufte Zeitschriften: „Discurse der Maler", „Maler der Sitten", „geistreiche Schriften" u. s. w.

Die seltsam affektirten Titel sollten als witzig und für die Leser verlockend gelten. Es gab Blätter „zur Beförderung des vernünftigen Vergnügens“, „zur Erweiterung des Erkenntnißvermögens, zum Vergnügen des Witzes“ u. s. w. Trat doch auch Lessing zuerst in die Oeffentlichkeit unter dem Titel: „das Neueste aus dem Reiche des Witzes“ (9).

Schwerfälliges und unerquickliches Beginnen an der rauhen Schale zu bohren, die den edlen Kern der deutschen Poesie so lange unerbittlich umschlossen hielt! Nichts mahnt stärker zur Demuth als Geschmacklosigkeit in dem Reiche, in welchem allein die Schönheit herrschen müßte.

Universitätsjahre.

In dem lautlosen Kampfe zwischen trockener Gründlichkeit und unzuverlässiger Oberflächlichkeit, welcher sich fast ununterbrochen durch diese Blätter hinzieht, haben wir es zum Beginne des gegenwärtigen Abschnittes mit der Universität Halle zu thun, welche als Fortsetzung der alten Ritterakademie, an der einst der geistesfreie Thomasius lehrte, zu derselben Zeit errichtet wurde, als Hermann August Franke in gläubiger Zuversicht mit sieben Gulden Almosengeschenk die Stiftung seines Waisenhauses unternahm (10).

Ein Blick rückwärts in die Zeit des abschließenden siebenzehnten und des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts würde uns hier Zustände enthüllen, für welche wir mit unserer heutigen Anschauung und Erfahrung kaum Begriff und Verständniß haben können. — Eine verwahrloste Stadt, eine gesunkene Bevölkerung; — Das Leben der jungen Akademiker von einer Wildheit und Zügellosigkeit, welche die Schilderungen der Wallenstein'schen Soldatenhorden fast überbietet; Tobende Brantweingelage; Streit und Unfug

mit blanken Waffen bei Tag und Nacht; Scenen üppigster Verschwendung und erschütterndsten Elends.

In mitten solcher Umgebung hatte sich auf dem Grund und Boden, welcher kurz zuvor eine dicht gedrängte Reihe Tanz- und Trinkhäuser getragen, das Asyl des Glaubens und strenger geistlicher Sitte auferbaut. Im Gegensatz zu der Universität herrschte in dem Waisenhause eine herbe Zucht. „Geduldig und fröhlich immerdar," war der gewöhnliche Spruch, den sich die armen Schüler in ihre Stammbücher schrieben. „Ein rührendes, an Entsagung gewöhntes Geschlecht," nennt sie ein geistreicher moderner Kulturhistoriker (11), in welchem hie und da noch unter wunderlich starren Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt wohnte."

Solche Gegensätze müssen wohl bei der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts herrschenden theologischen Richtung der Universität in Anschlag gebracht werden. Es war der fromme Geist, der über die Mauern des Waisenhauses hinaus sich Bahn machte, wenn gleich die orthodoxe Gelehrsamkeit sonst nicht immer mit den Werken thätiger Menschenliebe Hand in Hand geht. Halle ist der wissenschaftliche Mittelpunct der religiösen Richtung geworden, die unter dem Namen des Pietismus in einer wilden trostlosen Zeit die einzige Zuflucht für alle guten Geister innigen Seelenlebens geblieben war. Freilich fehlte auch die dunkle Kehrseite nicht: Unduldsamkeit und Engherzigkeit, die überall da einziehen, wo glaubenseifrige Herrschsucht ihren Thron aufschlägt.

Neunzehn Jahre ehe unser kleiner Poet die Universität bezog, war der berühmte Philosoph Christian Wolf in solchem Sinne „wegen gefährlicher Irrlehren," aus Halle vertrieben worden. Bei seinem Auszug hatte man die Armesünderglocke geläutet. Als dann der große Umschwung eintrat, welchen die Thronbesteigung Friedrichs des Großen bezeichnet, ward er mit großen Ehren an die frühere Stelle zurückgerufen. Es geschah dies ein Jahr, nachdem Uz seine

Studien begonnen hatte. Daß der gepriesene Lehrer es nicht verschmähte seine Vorträge mehrentheils in deutscher Sprache zu halten, war eine damals vielbestrittene Neuerung, die seine Wirksamkeit um so eindringlicher und ausgebreiteter machte. Er war darin ein würdiger Nachfolger des alten Thomasius, welcher die Meinung hatte: Weltweisheit sei eine so leichte Sache, daß sie von allen Menschen begriffen werden müsse.

Dem Philosophen Wolf stand sein fast gleich berühmter Schüler Baumgarten zur Seite, der Gründer der Wissenschaft des Schönen, der Aesthetik in Deutschland. Vorzugsweise durch diese beiden Männer erfuhr die Universität Halle eine abermalige Umwandlung. Bis dahin der Sitz der orthodoxen Theologie ward sie jetzt die Pflanzstätte der deutschredenden Philosophie.

Man sieht, es war wohl gesorgt für die Bildung eines angehenden Poeten. Auch mangelte es nicht an einer Gesellschaft für vaterländische Sprache und Dichtkunst nach dem Muster und im Anschluß an Gottsched. Der Dichter Pyra, der nicht, wie Bodmer schrieb, in seinen Siegen, sondern früh und im Elend starb und Pastor Lange, an dessen Horazübersetzung Lessing die ersten kritischen Sporen verdiente, werden als die Gründer derselben genannt [12]. Beide gehörten unter die Ersten, welche ihrem alten Meister den Rücken kehrten und dem frischeren Geisteshauch aus Süden sich zuwandten. Selbst eine gelehrte Zeitschrift durfte nicht fehlen; sie erschien unter dem würdigen Titel: „Die hallischen Bemühungen."

Ein Jahr vor Uz hatte Gleim seine Studienzeit in Halle begonnen und ein glücklicher Zufall führte die beiden jungen Dichter bald nach Uzens Ankunft zusammen. „In der ersten Stunde", so erzählt Schlichtegroll, „war der Bund geschlossen. Die Harmonie ihrer Dichtergabe und ihrer Herzen stiftete eine Freundschaft zwischen ihnen, die bis in ihr hohes Alter dauerte und an welche die Nachwelt durch die Gesänge der beiden Dichter erinnert werden wird."

Den beiden Freunden schloßen sich zwei andere junge Talente

an: Götz aus Worms, nachmaliger Prediger und Consistorialrath in Winterburg, an dessen Uebersetzungen aus Anakreon Uz eifrigsten Antheil nahm und ein frühverstorbener satirischer Schriftsteller, Rudnick aus Danzig, dessen Scharfsinn im Studium der schönen Wissenschaften in den Uzischen Briefen mehrfach gedacht ist, so wie sich Andeutungen auf eine Herausgabe des Rudnick'schen Nachlasses finden, die jedoch schließlich nicht zu Stande kam.

Zu derselben Zeit studirte in Halle ein armer Schüler in tiefster Dürftigkeit und nie gebrochener Heiterkeit — Winkelmann. — Im Waisenhause ward Ramler, der nachherige berühmte Verskünstler erzogen und Reiske, der griechisch-arabische Sprachgelehrte, dem Noth und Wissensdurst die treuen Lebensbegleiter waren und welchem in seiner unbekümmerten Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst und gegen die Welt wirklich eine Art von antiker Unmittelbarkeit eigen war.

Daß Menschen, die durch ihr geistiges Streben nahe verbunden sind, im Leben oft spät oder gar nicht dieser Gemeinschaft sich bewußt werden, gehört in den Kreis der durch die ewige Ordnung gesetzten Entsagungen. „Es ist so viel gleichzeitig Tüchtiges und Treffliches in der Welt, aber es berührt sich nicht," sagt Goethe. Uz scheint mit den drei Genannten damals in keine Beziehung gekommen zu sein.

Wir nehmen an, daß unser kleiner Held ein gewissenhafter und fleißiger Student gewesen ist, was nach dem Wenigen, was wir bis jetzt von ihm wissen, keinem Zweifel unterliegt. Die Baumgarten'sche Aesthetik scheint besonders auf ihn gewirkt zu haben, doch hat er im zweiten Jahre auch Wolf gehört und es war ihm rechter Ernst mit der Jurisprudenz, die er unter den Professoren Ludewig, Heineccius und Böhmer pflichtmäßig betrieb. Er versäumte selten ein Collegium und an dem wilden Studentenleben nahm er keinen Antheil. Nur gegen das Ende der Studienzeit scheint eine etwas zweifelhafte Periode eingetreten zu sein, und einmal heißt es in einem der Halli-

schen Briefe: „Der zornige Himmel ließ es zu, daß ich mich so stark betrunk wie ich noch nie gethan; aber ich wurde auch gewaltig gezüchtiget.“

Solches Unheil ist wohl nicht oft geschehen. Dafür wurden die Nebenstunden des jungen Juristen mit pindarischen und anakreontischen Uebersetzungen ausgefüllt. Auch entstand zu dieser Zeit die erste selbstständige Arbeit Uzens, die Ode: Lobgesang des Frühlings, und zwar, in strenger Nachahmung des antiken Versmaaßes. Man fühlt es dem Gedichte noch in seiner späten Ueberarbeitung an, daß die poetische Reflexion und die ängstliche Sorge für die Form den unmittelbaren Ausdruck der warmen und lebhaften Empfindung fast erdrückt haben. Eine Anhäufung von Frühlingsideen: Sonnen- und Blüthenglanz, buntes geräuschvolles Leben, jugendliches Träumen, Liebessehnen — der Sylbenfall prächtig rauschenden Klanges; Gedanken und Bilder aber, wie die Wortfügung, theilweise mühsam gezwungen. Nur wenige innige Laute machen sich frisch und warm aus dem Herzen des Dichters frei:

„Wer kommt vom Hügel herab mit unaussprechlicher Anmuth,
Dem Glanz die fröhliche Stirne bestrahlt,
Den Philomele grüßt? Ihm duften frühe Violen,
Ihm lacht im Felde das herrliche Grün.
Wunsch meiner Muse, du kommst, o Frühling!“

So singt Uz mit wahrer herzlicher Empfindung; aber es ist leider:

„Der Frühling, welcher anizt durch Florens Hände bekränzet
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht.“

„Die Gefilde, deren smaragdene Fluren vom Thaue beperlt, in Anmuth lachen, während die Blume Lyäens, die Rose, das finstere Haar des bacchusbeseelten Sängers bekränzt und Amor, zum Kampfe gerüstet, heranschreitet mit gespannter blutiger Sehne.“

Uz schickte das Gedicht an die Herausgeber der Leipziger Belustigungen, wo es erst nach einem Jahre (1742) abgedruckt wurde,

eben als der Dichter mit der Umgestaltung desselben beschäftigt war. Er sah sich hier zum erstenmal vor das große Publicum gebracht, doch wie es scheint, nicht ganz zu seiner eigenen Befriedigung. „Der Lobgesang des Frühlings,“ schreibt er an Gleim, „der leider mich zum Verfasser hat!“

Er legte die Fessel der strengen Nachbildung sogleich nach dem ersten Versuch ab und entschied sich fortan für den Reim, der keinem seiner späteren Gedichte fehlte. Damit galt denn auch seine Hinneigung zur Leipziger Schule für entschieden ausgesprochen, obschon er selbst in seiner Gesinnung ziemlich unabhängig war, und es liebte sich gelegentlich über beide Parteien ein wenig lustig zu machen. Als Muster und Vorbild erwählte er sich vorzugsweise Hagedorn, den er von allen Dichtern vielleicht am meisten liebte und bewunderte. Er theilte diese Neigung mit Lessing, welcher noch im Jahre 1749 in einem Briefe an seinen Vater, Hagedorn für den größten Dichter damaliger Zeit erklärte.

Gleim hatte eine kleine Anstellung erhalten und war 1741 nach Berlin übergesiedelt, wo sich ihm alsbald ein Kreis bedeutender Männer anschloß, unter ihnen der liebenswürdige Ewald von Kleist, der ernste tüchtige Spalding, Ramler, und etwas später auch Professor Sulzer, der, als geborner Schweizer, für die literarische Mission der Züricher im Norden Deutschlands wirkte. Ein frisches poetisches und gelehrtes Treiben begann von nun an in Berlin aufzublühen und es bezeugte sich auch hier die Gleim inwohnende herzlich anregende Kraft. Welche menschliche oder literarische Schwächen sich auch später einschleichen mochten und wie der Dämon der Eitelkeit die Unmittelbarkeit der Natur störte — der innerlichen Güte und Liebenswürdigkeit ist doch wenig wesentlicher Eintrag geschehen. Gleim's Jugend muß wirklich eine kraftreiche und frühlingsfrische Quelle gewesen sein, das sie bis in das späte Alter vorhalten konnte. Es war natürlich, daß Uz die Trennung schwer empfinden mußte. Der erste Brief unseres Dichters an den ihm entrissenen

Freund ist vom 31 Sept. 1742 und beginnt mit den Worten:

„Das Vergnügen, so Dero werthe Zuschrift mir verursacht, kann ich Ihnen nicht besser bestimmen, als durch die Unlust, so deren langes Ausbleiben mir nothwendig verursachen mußte“ — ([13]). 12.

Für unsere Anschauung freilich ein seltenes Exemplar eines Studentenbriefes, dessen wundersame Prosa mit der dichterischen Sprache der eben angeführten gleichzeitigen Verse schwer in Einklang zu bringen ist. Es folgen noch mehrere andere in sehr zweifelhaftem Französisch geschriebene Briefe dieser Gattung, in welchen Uz beständig über seine inexorable Mutter klagt, die ihm die nöthigen Summen verweigere, um nach Berlin zu reisen, welches mehrere Jahre hindurch das unerreichte Ziel seiner Sehnsucht geblieben ist.

„J'ai bien de curiosité de voir les filles Berlinoises, il faut, qu'elles soient tout à fait charmantes,“ schreibt er in seiner altfränkischen Naivität, und ein andermal in gutem Deutsch des achtzehnten Jahrhunderts: „Die Musen werden nun bald alle in Berlin sein. O möchte es das Glück doch auch so mit mir fügen, daß ich an den Ufern der Spree meine Flöte nach den Tönen dieser berühmten Musen stimmen könnte. Nunmehr ruhet sie ungebraucht an der Wand und hat in einem Jahre kaum einen Ton von sich hören lassen.“

Der Kummer über das verstimmte Dichterinstrument oder über die Ungunst der häufig erzürnten göttlichen Schwestern findet sich fast in jedem Briefe durch eine neue Wendung künstlich linkisch ausgedrückt. Indessen hatte Uz dem Freunde mit dem oben erwähnten Briefe eine Sammlung anakreontischer Oden zur Verbesserung überschickt. „Ich habe,“ fügt er sehr aufrichtig hinzu, „in vielen Stellen nicht sowohl die Idee des Anakreon, welche ich nicht herausbringen können, als nur eine Idee, was es für eine war ausgedrückt.“

Am Ende seiner Studienzeit finden wir den jungen Uz in Leipzig und zwar, wie es scheint, in unsicherer und unbehaglicher Lage, wahrscheinlich ohne Erlaubniß und Unterstützung seiner Mutter.

Zu näherer Einsicht fehlen alle Belege. Nach einzelnen Andeutungen zu schließen, war er in lockrer Gesellschaft nach Leipzig gekommen und dann, seinen reumüthigen Betrachtungen hingegeben, ohne Geld, allein zurückgeblieben. „Ich war," schreibt er, „kein Mensch und sah keinen Menschen als aus dem Fenster." Er stellte sich in eine Reihe mit dem unglücklichsten aller Poeten, mit Günther. — Sehr ungerechter Weise! — Denn weder das feurige Genie, noch das klägliche Verkommen dieses Dichters war in Uzens Natur begründet. Eine leichte Verirrung auf das unsolide Gebiet des Studentenlebens! Nichts weiter. Wie rasch er die gebahnte Straße des wohlerzogenen Sohnes und hoffnungsvollen jungen Mannes wiedergewann, wird die Folge lehren.

In Leipzig war ihm, von dem aufgeregten geistigen Leben, welches dort zur Zeit die Gemüther beherrschte, noch keine Ahnung aufgegangen. „Mit den Verfassern der Belustigungen habe in Leipzig keine Bekanntschaft gehabt," heißt es in einem späteren Briefe an Gleim. „Ich hielt mich daselbst als ein Hällischer Pursch auf; Sie wissen, wie die es machen. Mit Herrn Gellert speisete ich einige Zeit in einem Gasthofe. Er schien mir ein ganz artiger Mensch zu sein, nur daß er zuweilen etwas affectirte."

Der Schweizer Krieg gegen Gottsched war indessen in vollem Zuge. Angriffe und Erwiederungen in Zeitungen, Streit- und Schmähschriften, Satiren und Parodien unter den seltsamsten Titeln flogen hin und wieder (14). Von Gottsched's Verehrern ging einer nach dem Andern in das feindliche Lager über. Ein harter Schlag traf ihn in unmittelbarer Nähe, als die talentvollsten Mitarbeiter der Schwabischen „Belustigungen," des alten Regiments müde, sich von der Zeitschrift lossagten und „die neuesten Beyträge zu den Belustigungen des Verstandes und Witzes" erscheinen ließen, welche nach ihrem Drucke gewöhnlich einfach die „Bremer Beyträge" genannt wurden. Es war dies die erste Literaturzeitung in Deutschland, die von Anfang an einen Standpunkt festzuhalten suchte, der

sie über die streitenden Parteien erhob. An der Spitze des Unternehmens standen: der nachmalige Braunschweig'sche Professor Gärtner, Elias Schlegel, Gellert, Rabener, Cramer, Schmidt, denen bald darauf ein junger Dichter sich anschloß, dem es vorbehalten war, einen völligen Umschwung in der deutschen Poesie hervorzubringen — Klopstock (15).

Das Glaubensbekenntniß der neuen Zeitschrift, welches in ihrer ersten Nummer zu lesen ist, zeugt von dem guten Willen, aus dem sie hervorging.

„Der Gottheit Herold sein, der Tugend Ruhm erheben,
Dem Schweren unsrer Pflicht ein reizend Ansehn geben,
Das unerforschte Herz und Triebe, die uns flieh'n
Mit glücklicher Gewalt aus ihren Klüften ziehen,
Das Volk, das irre geht, vom falschen Wahn entfernen u. s. w.

Dies meinten sie, sei die Pflicht derjenigen, die den Geschmack in Deutschland verbessern wollten.

Wir kehren zu dem bescheidenen Uz zurück, welcher im Sommer 1743 seine Universitätszeit beschloß. Der folgende wehmüthige Abschiedsbrief an Gleim ist am 21. August und in Leipzig geschrieben:

„Ich ergreife die Feder in höchster Betrübniß, indem ich von Ihnen Abschied nehme und die Hoffnung aufgeben muß, Sie in Potsdam zu umarmen. Ich habe gemessenen Befehl erhalten nicht länger in der Irre herumzuschweifen. Ein strenger Abgesandter weicht mir nicht von der Seite, bis ich mich morgen auf die Post setze. Der Verdruß über dies Fehlschlagen würde noch weit größer sein, wenn eine Folge von Unglücksfällen mich nicht in etwas gesezt und halb unempfindlich gemacht hätte. Ich dürfte nur noch länger verschoben haben in meine Heimreise zu willigen, wenn ich so elend hätte sein wollen als Günther. Allein der Himmel hat mich zu gutem Glück gelenket. Ich bin nun im Begriff dahin abzureisen wo meine Mutter und meine guten Freunde mit Schmerzen auf

mich warten. Kann ich daselbst nicht mit so viel Vergnügen leben, wie in Potsdam, so muß ich die Verbesserung meiner äußerlichen Glücksumstände zu jenes Verlustes Ersetzung annehmen."

Eine kleine Residenz.

Und abermals Ansbach!

„Mein Gleim, der in beglückterer Luft
Mich halben Wilden oft bedauert;
Mich oft aus dieser Wüste ruft,
Wo noch mein Saitenspiel an dürren Sträuchen trauert!"

So ruft Uz, das Herz von Sehnsucht erfüllt, dem entfernten Freunde zu. Er war im Sommer 1743 nach Ansbach zurückgekommen um seine juristische Laufbahn als Volontair bei dem Justizcollegium zu beginnen. Wohl mochte es ihm ein eigenthümlicher Gegensatz dünken, wenn er das aufgeregt geistreiche, halb sentimentale, halb leichtfertige Treiben des Dichterkreises, in welchem sein Talent bis jetzt heimisch war, verglich, mit dem einförmigen Tageslauf des Bureaudienstes und der engbegrenzten Häuslichkeit des residenzlichen Bürgerthums.

„Schreiben Sie doch ohne Ordnung und Kunst etwas nieder," heißt es in einem der ersten Briefe an Gleim, „und was im Reiche der belles lettres und was insonderheit im Sitz der Musen, im prächtigen Berlin vorgeht. Senden Sie mir manchmal neue Piecen; haben Sie die Liebe und senden mir Ihre eigenen schönen Gedichte und die Ausarbeitungen Ihrer berühmten Freunde und wenn Sie was Neues von Herrn Hagedorn bekommen. Sie wissen, daß ich im Reiche wie in einer Wildniß lebe, wo man dergleichen wenig oder spät erhält."

Eine Wildniß nennt Uz die kleine Residenz! Freilich der Buch-

handel stand daselbst nicht sonderlich in Blüthe. In der gründlich langweiligen Reise des Berliner Buchhändlers Herr Nicolai durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781 ist ausdrücklich bemerkt, daß Ansbach damals eine Buchhandlung und eine Druckerei besaß, von welcher die eine seit 1740 ein wöchentliches Intelligenzblatt, die andere von 1737 an einen jährlichen genealogischen Kalender erscheinen ließ. Der Zeitraum von vierzig Jahren hatte folglich in dieser Hinsicht wenig geändert.

Es dürfte wohl auch ein kleiner statistischer Bericht hier Raum finden, welcher angiebt, daß die Stadt im Jahre 1740 auf 22 Bäcker 12 Metzger, 21 Maurer und 7 Schneider die bescheidene Anzahl von sechzehn Perrückenmachern besessen hat. Im Uebrigen wird sie durch den vornehmen Touristen des vergangenen Jahrhunderts, Baron von Pöllnitz, welcher Anspach im Jahre 1737 besucht hatte, als wohlgebaut und freundlich geschildert. Die Befestigungen waren damals schon abgetragen und die Wälle zu Spaziergängen eingerichtet, doch wurden die Stadtthore durch eine eigens dafür besoldete und uniformirte Miliz unter sorgfältigem Verschluß gehalten. Der gelehrte Herr Nicolai seinerseits nennt vierzig Jahre später unser Anspach gleichfalls eine artige Stadt, „die zwar nicht so gerade, reguläre Straßen wie Erlangen, aber doch wirklich recht schöne inwendig bequeme Häuser hat und deren Straßen des Nachts mit Laternen erleuchtet sind.“ Es ist dies denn freilich Alles was er von dem guten Onolzbach zu sagen weiß.

Indeß war unserem Dichter doch vielleicht in geistiger Beziehung etwas mehr geboten, als er in seiner bewundernden Bescheidenheit zugestehen mochte. Wer kann wissen, ob der erhöhte gemüthliche und künstlerische Wärmegrad, in welchem der Gleim'sche Kreis wie in einem Treibhause erblühte, auf die Dauer wohlthätig gewesen wäre für unsern schlichten Ansbacher, der seine tüchtige, zur Sentimentalität wenig geneigte fränkische Natur trotz aller Odenbegeisterung nie verläugnen konnte.

Was den Bildungszustand in der Hauptstadt des Anspach'schen Fürstenthums betrifft, so waren, wie überall, so auch hier, die Anregungen von Seiten des Hofes nicht ausgeblieben. Die Mutter des regierenden Markgrafen, Christiane Charlotte von Würtemberg, war eine feine geistreiche Dame, der es am Herzen lag, die Geistesbildung, welche schon früher hier auf dem fruchtbaren Boden der Reformation eingepflanzt war, im Sinne der neueren Zeit zu pflegen. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte sie als Regentin und Vormünderin sich bemüht, so gut es die Verhältnisse erlaubten, in der Bahn des vorschreitenden Jahrhunderts mitzugehen. Es war ihr Plan gewesen, in dem Fürstenthum Anspach eine Universität zu gründen, wofür sie ein kaiserliches Patent bereits ausgewirkt hatte. Nach ihrem frühen Tode wurde dieser Gedanke dann von Baireuth aus durch die Stiftung der Universität Erlangen in Ausführung gebracht.

Ihr Sohn, der schon früher genannte Markgraf Karl Wilhelm Friedrich, war wenigstens zu der Einsicht gelangt, daß Kunst und Wissenschaft von Anstandswegen ein wünschenswerther Schmuck der Höfe sei. Die Stadt verdankte ihm außer ihrer räumlichen Vergrößerung, durch die er seiner leidenschaftlichen Baukunst Genüge that, wie schon erwähnt, das Gymnasium illüstre, Carolinum genannt, die Bibliothek, eine Münzsammlung und noch manche andere Anstalt zur Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Interessen.

Wie der Markgraf auf seine geschickten Arbeiter sich etwas zu Gute that, so mochte er es gerne, wenn seine gelehrten Landeskinder sich auch außerhalb des Fürstenthums rühmlich bekannt machten. Der Ritter von Lang führt eine ganze Reihe Anspacher namentlich an, welche im Auslande bedeutende Stellen bekleideten und fügt dann bei: „daß hierzu der Grund in dem guten Zustand der Schulen, einer gewissen Anneigung zur Kunst und ausländischen Literatur und einer anständigen äußeren Bildung in der Umgebung eines glänzenden Hofes gelegen haben müsse.“ So ließe

sich denn erwarten, daß das damalige Anspach für einen jugendlichen Dichter ein doch nicht ganz ungünstiger Boden gewesen sein möchte. Freilich ward der Sonnenglanz der Macht, in welchem die Künste sonst gerne gedeihen, hier durch herbe Schatten verdüstert.

„Ich preise Sie glücklich," schreibt Uz wieder an Gleim, „wenn in Berlin eine so vernünftige Freiheit herrscht, daß ein Dichter wahre und schöne Gedanken niederschreiben darf, wenn sie gleich unangenehme Wahrheiten enthalten."

Vernünftige Freiheit! Davon war in den markgräflichen Landen freilich wenig zu spüren. Die Gewohnheit unumschränkten Befehlens, welche von der höchsten Stelle ausging, stieg von einer Schichte zur andern herab, bis zu den untern Beamten und den Schreibern, welche Letztere im eigentlichsten Sinne die Bedienten ihrer Vorgesetzten waren. Das Anspacher Intelligenzblatt (es besteht, beiläufig gesagt noch heute) hatte eine eigene Rubrik für vacante Schreiber. „Ein Schreiber sucht eine Stelle und ist erbötig Lakayendienste zu verrichten." „Ein Schreiber des Frisirens kundig, sucht einen Dienst. u. s. w."

Das Justizcollegium, in welchem Uz arbeitete, war nach dem Geheimen Rath oder Ministerium und neben dem Hofrath die oberste Behörde des Landes. Daß die Justiz der damaligen Fürsten und namentlich die des Markgrafen von Anspach ihre Gesetzeskraft nur gegen tiefer Stehende übte, nach oben aber zur Dienerin der launenhaftesten Willkür sich bequemen mußte, bedarf als selbstverständlich kaum der Erwähnung.

In einem ziemlich gleichzeitigen historisch topographischen Werke über das Fürstenthum Anspach — der Verfasser war Brandenburg-Onolzbachischer Geheimer Archivrath — wird in Styl und Form der damaligen gelehrten Schriftstellerei berichtet, daß in Fällen, wo die gesetzlichen Vorschriften mangelten, zuweilen „der natürlichen Billigkeit und dem Juri Communi, wie auch der Observanz und dem Herkommen nachgegangen zu werden pflegt" (16).

Diese Observanz konnte freilich nach Gutdünken der Gewalthaber weit genug ausgedehnt werden und es schließen sich hieran mancherlei Thatsachen und Erzählungen, welche seltsam genug zu der Biographie eines anakreontischen Dichters stimmen; aber Uz hat sie erlebt, und wenn er auch in seinen Briefen darüber schweigt, so wird sein mildes Herz deshalb nicht weniger gelitten haben im Anschauen der rohen Gewalt einer zügellosen Willkür und Gesetzen gegenüber, deren mittelalterliche Strenge dem von dem Hauche der neuen Zeit berührten Gemüthe unnatürlich und unerträglich erscheinen mußten.

Wenn — um eine oder die andere dieser Geschichten anzudeuten, — der Markgraf z. B. einen Jagdhüter vor dessen Thüre mit eigener Hand niederschoß, weil er beschuldigt war einen Fehler in der Pflege der Jagdhunde begangen zu haben; wenn er eine bürgerliche Schildwache wegen eines kleinen Versehens an den Schweif eines Pferdes gebunden in den Fluß treiben ließ, oder auf der Spazierfahrt ein Schäfer, der seine Heerde nicht schnell genug aus dem Wege treiben konnte, nur deshalb verschont blieb, weil der Begleiter des Markgrafen Geistesgegenwart genug hatte, die geladenen Pistolen zu verläugnen, so waren dies einzelne Fälle, zu welchen den fürstlichen Herrn sein heftiger Jähzorn verleitete und die er auch wohl in guten Stunden bereute und möglichst gut zu machen suchte. Schwerer traf seine Hand da, wo ein eisernes Gesetz ihr als Unterlage diente. Besonders waren es Hof- und Militairvergehen, welche mit außerordentlicher Strenge bestraft wurden. Keine Todesart war zu grausam um sie nicht bei Desertion und Majestätsbeleidigung in Anwendung zu bringen. Die Verurtheilten aus dem Volke wurden in der Nähe des markgräflichen Lustschlosses zu Triesdorf durch Schwert, Galgen, Feuer oder Rad hingerichtet; die vornehmen verschwanden in den Verließen des Festung Wilsburg unter der Obhut eines berüchtigten markgräflichen Günstlings, welcher wie der vorhin erwähnte Reisebeschreiber, Baron von Pöllnitz hieß.

Nicht minder wurden die Jagdgesetze mit größter Schärfe gehandhabt. Auf der Tödtung eines Wildes stand schwere Zuchthausstrafe, in besondern Fällen der Tod. Nächtliche Reisende, die in der Nähe fürstlich Anspach'scher Dörfer durch gewaltigen Lärm erschreckt wurden, erfuhren auf ihr Befragen, daß die inwohnenden Bauern während der Nachtzeit mit Geschrei und Zusammenschlagen von Brettern und Stangen ihre Felder vor der Verwüstung durch die Jagdthiere zu schützen suchten; die einzige Selbsthülfe, die ihnen gestattet war.

Doch hier ist nicht von dem Anspacher Regiment allein die Rede. Die fürstliche Jagdliebhaberei war in allen deutschen Landen zu jener Zeit eine der schwersten Lasten, die auf dem Volke ruhten. Was Goethe spät seinem Herzog abgewann, die Abschaffung der Jagdgesetze, das durfte der arme Uz nicht entfernt berühren. Wer mochte damals überhaupt an die Noth der Bauern denken, oder wem hätte sie das Herz gerührt, wenn nicht irgend einem edlen Dichtergemüth oder einem Gelehrten in seiner stillen Studierstube?

Uz als Dichter.

Uz machte in seinem Studierzimmer einstweilen Liebes- und Trinklieder. Den Stoff dazu erfand oder erträumte er; denn sein Lebenslauf führte ihn nicht dazu. „Ich singe von Liebe und Wein," schrieb er an den Freund, „und habe doch von dem einen so wenig Wissenschaft als von dem andern."

Er bewunderte Gleim's Geschicklichkeit in dieser Dichtart, und suchte seine Leier nach derselben Tonart zu stimmen, was ihm auch gut genug gelang. „Die Liebesliedchen von Uz" sagt ein berühmter Literarhistoriker, „die ihn Cyprior zur Laute des Tejers singen lehrte sind gelenker als viele andere und kein Name ist neben Hagedorn

unter den Verehrern unseres alten Stils so oft genannt worden als der seinige."

„Süßer Ton, wie sollt' er nicht gefallen?
Nur von Lust soll meine Cither schallen!"

So singt Uz in seiner Ode an das Glück. Doch hielt diese Richtung nicht sehr lange an. Uz ward des Schwarmes anakreontischer Liederchen, die von allen Seiten herbeigeflogen kamen, bald überdrüssig. „Niemand sollte anakreontisch schreiben als Sie", heißt es in einem Briefe an Gleim. Es griesgrämt mich, wenn ich so viel Unerträgliches mit dem Titel anakreontisch beehrt sehe."

Es ging Uz wie vielen geistreichen Männern seiner Zeit. Die Gabe anakreontisch zu singen müsse ansteckend sein wie die Elektricität oder wie die Pest, schrieb der Göttinger Professor Kästner im Jahre 1751 an Lessing. Ein anakreontischer Dichter könne mehr Gedichte in einem Jahre machen, als ein Nürnberger Fabrikant Stecknadeln und Glaskorallen.

Der große Kant fand die anakreontischen Gedichte wenigstens „nahe beim Läppischen."

Wem je die „Tändeleien" des Hamburger Herrn von Gerstenberg in die Hände gefallen sind, der wird von Stund an gerne der Versuchung widerstehen die Liebes- und Weinseligkeit unserer vorjahrhundertlichen Poeten zum Gegenstand einer näheren Betrachtung zu erwählen.

„Wie haß' ich diese Liederbrut
Der Affen deines Gleim, die deinen Ruhm entweihen
Und nüchtern und mit kaltem Blut
Sich zu Lyäens Lob bei Wasser heiser schreien";

heißt es in Uzens Ode an die Venus. Indessen gelangten seine eigenen anakreontischen Arbeiten aus der Studentenzeit, und zwar sehr gegen seinen Willen in die Oeffentlichkeit durch die Herausgabe der Götzischen Uebersetzung des Anakreon. Es scheinen sich hierbei allerlei Mißhelligkeiten erhoben zu haben, was bei einer

gemeinschaftlichen Sache von so zarter Natur nicht verwunderlich sein kann.

„Herr Götz hat geschrieben, daß er den Anakreon mit Anmerkungen herausgeben will," schreibt Uz an Gleim. „Ich habe ihm den Rath gegeben seine Schrift noch einige Zeit zu unterdrücken und fleißig daran zu poliren." Und dann wieder: „Herr Götz hat nicht als ein Ehrenmann gehandelt. Sie wissen, wie Herr Götz und ich die Lieder Anakreons übersetzt haben; meistens gemeinschaftlich auf meiner Stube. Einige wenige habe ich allein übersetzt."

Indessen erschien auch die Gleim'sche Bearbeitung, mit welcher Uz gleicherweise nicht einverstanden war. „Was soll ich von Ihrem Anakreon sagen," schreibt er an Gleim. „Soll ich sagen, daß Sie dem Grundtext nicht überall folgen? Dieß wissen Sie selbst. Sie wollen aber lieber Ihre Uebersetzung wie des Ablancourt Uebersetzungen eine belle infidelle heißen lassen, als den Ruhm haben von Fuß zu Fuß nachzufolgen. Ihre Art zu übersetzen ist mehr eine Periphrasis und hat Zusätze, die sehr artig sind, aber der Einfalt des alten Griechen, welcher sehr kurz und ohne alle überflüssige Worte sich ausdrückt, nicht gemäß erscheinen."

Uz begann bereits über diese Beschäftigungen hinaus auf eigene größere Arbeiten zu denken und ließ das Uebersetzen bei Seite, nachdem ihm die Uebertragung einer Sappho'schen Ode mißlungen war, „wegen der Beschaffenheit der deutschen Sprache, die das wahre sappho'sche Silbenmaaß mit einem Dactylos in jeder Zeile nicht gestatten wollte." Er fand es damals noch überaus schwer sich in der höheren Ode zu versuchen, weil der gewohnte Begriff von der Ode seinen eigenen Ansichten wenig zusagte: „Es scheint, daß man sich einbildet, Pindar schwebe immer in den Wolken, sehe immer Gesichte und habe lauter Entzückungen; alles sey prächtig, dithyrambisch, kühn. Ich aber finde in Pindars schönsten Oden diese Dinge nur selten und mit Maaß angebracht. Er schreibt allezeit edel, aber nicht allezeit tragisch, zuweilen auf ganzen Seiten sehr simpel, allezeit feurig aber

nur zuweilen, nur bei großen Gelegenheiten von starken Affecten entzückt. Kann ich der Erwartung vieler deutscher Liebhaber genügen, wenn ich nicht solche rasende, schwülstige Oden liefere, als zuweilen gedruckt werden? Ich kann und mag in diesem Geschmack nicht schreiben."

Die Aufgabe, den schwungvollen Ton der Odendichtung mit der Klarheit eines lehrhaften Gedankenganges, wie eri n Uzens Natur lag, zu vereinigen, war keine kleine. Den Uebergang zur ernsten Dichtung erleichterte ihm ein patriotischer Stoff und es gereichte Uz zu großer Ehre und herzlichem Genügen, daß er einer der Ersten war, welcher im rechten Augenblick den Ton anschlug, der in den Herzen der Deutschen zündete. Die Ode, um welche es sich hier handelt, ist der Ausdruck schmerzvoll zürnender Vaterlandsliebe in schwerfälliger, fast lächerlich ungelenker Sprache, aber ergreifend in der Wahrheit und Naivität der Schilderung und in der Wärme der Empfindung.

Das bedrängte Deutschland.

„Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?"

Mit so unschönem aber wahrhaftigem Bilde beginnt der Dichter, und führt dann fort:

„Die Ströme sind von Leichen geschwellt und Flur und Strand mit den Spuren feindlicher Wuth bezeichnet. Wo floß nicht deutsches Blut, und meist den Deutschen zur Schande? Wem ist Deutschland nicht unterthan? Verwüstung zeichnet die Bahn seiner vielen Herren und der Uebermuth verzehrt die Habe des Armen. Sind wir wirklich den Deutschen jener besseren Zeiten verwandt, die den härtesten Tod feiger Knechtschaft vorzogen? Wir schlafen, während die Zwietracht wacht. Und kein Hermann, der uns retten könnte!"

Uz besiegt hier den alten und immer wieder erneuerten Streit, der Deutschlands schlimmste Wunde von jeher gewesen ist, die Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen. Das Gedicht ist im Jahre 1745 geschrieben, also mitten in der Zeit des österreichischen Erbfolgekrieges, von dem man damals freilich nicht ahnte, daß er nur die Vorbereitung sei für den größten Kampf, welcher erst zwanzig Jahre später zum ersehnten Frieden führen sollte.

Unser Dichter ermahnt schließlich seine Muse Alcäens kriegrisch Saitenspiel zu verlassen und in sanfteren Tönen zu singen, was sie sich gerne gefallen ließ, denn es war nicht ihre Sache mit scharfen Waffen zu drohen; sie mochte viel lieber den wirksamen Heiltrank, den ihre Kunst bereitete im bekränzten Becher bringen, wenn auch nicht in anakreontischer Schale.

Fortsetzung.

Uzens fruchtbarster Ideengehalt war ohne Zweifel die Einsicht, der gute Wille, die Wahrhaftigkeit, das feste sittliche Maaß seines eigenen Wesens. Das Bestreben, die ihm natürliche, vernünftig heitere Lebensanschauung dichterisch verklärt wiederzugeben, hat ihm den Namen des deutschen Horaz erworben, nicht weil er den unsterblichen Römer in der Form erreicht hätte, sondern weil er dessen Lebensweisheit am Treffendsten auszusprechen wußte.

Bei solcher Richtung war es begreiflich, daß er nicht nur des Anakreontisirens müde ward, sondern überhaupt seine bisherige Nachahmungspoesie aufgab, um fortan den eigenen Weg zu gehen, der ihn von der Richtung Gleim's immer weiter entfernte. Das Vertrauen auf die poetische Einsicht des Freundes jedoch ward dadurch nicht im Geringsten gestört. „Ich bin nicht fähig etwas auszuarbeiten ohne Ihren Rath einzuholen," schrieb Uz dem Freunde. Fast

mit jedem Briefe folgten poetische Beilagen und die Bitte um kritische Meinungsäußerung und Verbesserung.

Es ist nicht uninteressant an solchen Beispielen einen Vergleich zu machen zwischen der ursprünglichen Erfindung und der späteren Ausarbeitung unseres Dichters. Nehmen wir die Ode: „An die lyrische Muse“. Hier lautet der erste Vers im Entwurf:

„Wohin, wohin reißt mich die strenge Gluth?
Seht, auf der Ode kühnen Flügeln
Entweich ich — welcher Muth —
Der blöden Musen Blick und diesen stillen Hügeln.“

Dann Strophe 3.

„So nahe seh' ich Phöbus Angesicht,
Mich überfällt ein heil'ges Grausen.
O schone! — Hör ich nicht
Vor seinem Wagen her die stolzen Rosse brausen?“

In der gedruckten Ode findet sich die erste Strophe in folgender Weise verändert:

„Wohin, wohin reißt mich die ungewohnte Gluth?
Seht, auf der Ode kühnen Flügeln
Fern von der leisen Fluth
Am niedern Helikon und jenen Lorbeerhügeln?“

Die dritte im Entwurf so schön empfundene Strophe ist ganz verändert:

„In Gegenden, wo mein entzücktes Ohr
Der Sphären Harmonie verwirrt,
O Muse fleug mir vor,
Du, deren freier Flug oft irrt, nie sich verirrt.“

Die Wahl zwischen den beiden Lesarten wird nicht schwierig sein und, abgesehen vom Sylbenmaaß, unbedenklich zu Gunsten der Ersteren ausfallen. Dasselbe möchte auch von dem Entwurf und der Ausarbeitung der Ode „an die Freiheit“ gelten. Hier heißt es in der Beilage zu einem Briefe an Gleim:

„Die du den nackten Wilden
In Wäldern glücklich machst,
Und bei den reichen Britten lachst
Auf seinen lieblichen Gefilden —

Du Mutter süßer Freuden,
Nicht nur im Ueberfluß,
O Freiheit, unter deren Fuß
Die Blumen dürren Fels bekleiden.“

In der Gedichtesammlung findet sich die folgende nicht sehr glückliche Umarbeitung:

„Die du den nackten Wilden
In Wäldern glücklich machst,
Und unter königlicher Pracht
Noch in Britanniens Gefilden
Vom güldnen Thron gebeutst
In stolzer Sicherheit —“

„Du Mutter wahrer Freuden
Nicht blos im Ueberfluß,
O Freiheit, unter deren Fuß
Die Felsen und verbrannten Haiden
Von ungewohntem Grün
Und tausend Blumen duftend blühn. u. s. w.“

Die Freiheit, die vom güldnen Thron gebeut, ist eine eigenthümliche Vorstellung, die wohl nur einem Dichter des vorigen Jahrhunderts in den Sinn kommen konnte. Man fühlt es diesen Gedichten an, wie sehr unserem Uz der Muth und die Kraft fehlte einfach zu sein.

Solche Worte wurden aber damals von Tausenden mit Bewunderung und Entzücken nachgesprochen. Man hat sie unsterblich genannt und der heranwachsenden Jugend als begeisterndes Ideal an das Herz gelegt. Jetzt freilich mögen wir aus dem vollen Strom der Gegenwart nur selten an jene verlassenen Ufer zurückschauen. Der künstliche Bau der Uzischen Verse schmeichelt unserem Ohr nicht

mehr; Gedanken die damals neu waren, sind unser gewohntes Eigenthum geworden. — Doch mag der still und liebevoll Aufmerkende den leisen Flügelschlag des mühsam sich emporringenden deutschen Genius auch unter der veralteten Hülle mit Andacht vernehmen. Er wird in den ahnungsvollen Ruf des Dichters;

„So nahe seh' ich Phöbus Angesicht!"

den Tagesanbruch der deutschen Dichtung erkennen. Wie die Sonne dann emporstieg in der Fülle des Lichtes und der Klarheit, dessen erfreuen wir uns in dem vollen Genügen des Besitzes und Verständnisses. Es ist ein weiter Weg von Uzens poetischem Schaffen bis zu dem Punkte wo Goethe „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" nehmen durfte. Gegensätze wie die tändelnde Leichtfertigkeit der anakreontischen Dichtungen und der geräuschvolle Gewittersturm der Ode bezeugen zur Genüge, mit welcher Anstrengung unsere goldene Muse die perrückenstaubige Atmosphäre durchbrechen mußte, die in jenen Tagen den deutschen Geist umhüllte. Es war keine geringe Arbeit, alle vorhandenen Formen zu versuchen, auszubilden, und so durchsichtig zu machen, daß sie fähig wurden den Ideeninhalt der neuen Zeit aufzunehmen.

In dieser Beziehung gebührt Uz ein großes Verdienst. Wenn unter seiner sorgfältigen Formenarbeit auch zuweilen der Seelenausdruck beeinträchtigt erschien und die ursprüngliche poetische Empfindung Gewalt leiden mußte, so darf man doch nicht vergessen, daß er einer von denjenigen war, welche das Instrument am reinsten zu stimmen wußten für die freilich noch ungeahnten künftigen Meisterhände. Schon seine Frühlingsode hatte durch die Art ihres Versbaues Aufsehen gemacht, indem Uz durch eine von ihm zuerst gebrauchte Vorschlagssylbe am Hexameter einen eigenthümlichen neuen Rhythmus hervorbrachte (17). Die Uzische Strophe wurde dann von der Leipziger Schule als Muster angenommen und, wenn gleich mit weniger Sorgfalt und in verminderter Reinheit, doch häufig genug benützt.

Uz, Ramler und Klopstock galten in der Folge als die Meister des deutschen Versbaues.

Im Jahre 1749 ward eine kleine Sammlung von Uzens Poesien unter dem Titel: „Versuch lyrischer Gedichte“ durch Vermittlung des Freundes Gleim zum Druck befördert. Nach Art der damaligen Gedichtesammlungen: Liebes- und Trinklieder, in welchen Amor, Phöbus und Bacchus mit ihrem Gefolge viel beschäftigt waren. Jedoch mischten sich schon einige ernstere Klänge bei. Mit den beiden Oden „das bedrängte Deutschland,“ „die Zufriedenheit“, hatte Uz bereits die neue Richtung öffentlich besiegelt, in welcher er nachher seine eigentliche Bedeutung gewann, das Lehrgedicht.

Es ging diese erste Veröffentlichung nicht ganz ohne Schwierigkeiten vorüber. Gleim war ein nachlässiger Briefschreiber. Seiner Freunde war eine so große, täglich wachsende Zahl, daß er dem Einzelnen nicht gerecht werden konnte: Vorwürfe, Klagen und Entschuldigungen ziehen sich durch den ganzen vieljährigen Briefwechsel mit Uz. Zuweilen ward unser Dichter empfindlich.

Noch im März 1747 hatte er an Gleim geschrieben: „Sie fragen mich, wann ich eine Sammlung meiner Lieder zu Stande bringen werde? Ich antworte: wenn meine Verse durch Ihre Verbesserung einmal so erträglich werden, daß ein Buchhändler sie drucken lassen mag.“

Im Juli desselben Jahres heißt es dann: „Hiermit bekommen Sie die eine Hälfte meiner Lieder. Sie wollen dieselben zum Druck befördern und diese Ihre Anerbietung, die mit so vieler Mühe von Ihrer Seite verknüpft ist, bezeuget Ihre Freundschaft für mich auf eine so ausnehmende Weise, daß ich sie nicht ausschlagen kann, wenn ich gleich fürchte, daß ich zum Autor noch nicht reif bin.“

Am 25. Februar 1748 fragt Uz: „Was wollen Sie mit dem Manuscript meiner Lieder machen? Können Sie dieselben drucken

lassen, wenn Sie nicht mehr in Berlin sind?" (Gleim war indeß nach Halberstadt versetzt worden).

Es vergingen noch drei Monate. Endlich verlangt Uz das Manuscript zurück. „Ich habe Sie nicht durch Bitten gezwungen, sondern Sie haben sich selbst angeboten," schreibt er ziemlich ärgerlich. „Seit etlichen Wochen bin ich Justizraths-Sekretair allhier und schicke mich allgemach an, alle Gedanken eines anderweitigen Etablissements fahren zu lassen. Habe ich nicht bekommen können, was ich gewollt, so werde ich mich jetzt bemühen zu wollen was ich habe. Ich habe jederzeit geglaubt Ihre Freundschaft und der Briefwechsel mit Ihnen würden mir meine Umstände um Vieles angenehmer machen. Auf was darf man in der Welt noch Rechnung machen! Ich bin mit aller ersinnlichen Hochachtung u. s. w."

Abermals nach langer Pause ein Brief vom 20. December 1749. Die Herausgabe der Gedichte war endlich erfolgt. „Ich getraue mich nicht in das Buch zu sehen," schreibt Uz. „Wo ich hinblicke, sehe ich schwache und schlechte Stellen. Einige Stücke sind mir ganz unerträglich." Die günstige Aufnahme des Büchleins war wohl geeignet seinen Muth und sein Selbstvertrauen kräftigst zu fördern.

Uzens Gedichte waren ein Blumenstrauß in dem aufsprossenden Blüthenreichthum der deutschen Literatur. Geistliche Lieder, moralische und philosophische Lehrgedichte, weltliche Oden, anakreontische Lieder, Fabeln, Satiren, Episteln, Sinngedichte — alles drängte und vermischte sich; eine liebliche Wildniß, an die noch kein ordnender Geist Hand angelegt hatte.

Indessen trieb sich zu Leipzig in leichtsinniger Gesellschaft, unter Schauspielern und lustigen Zechbrüdern ein junger Student umher, in dessen Kopf es gährte wie eine künftige Geistesrevolution, für die er gewaffnet aus der Meißner Fürstenschule hervorgegangen war ([18]) und in Frankfurt lag ein Kind in der Wiege, über dessen Haupte schon der Lorbeer des Jahrhunderts schwebte. In Berlin aber wachten auf dem Königsthrone die hellen Augen Friedrich des

Großen über die in und um Deutschland aufsteigenden drohenden Gewitterwolken. Es war für Preußen die kurze Pause zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege, die der ritterliche Abenteurer Moritz von Sachsen als französischer Heerführer mit seinen kühnen Streichen gegen Oesterreich ausfüllte. In stiller Ueberlegenheit hielt sich Friedrich zu dem nahenden Völkersturme bereit.

Es ist ein ächt menschliches Schicksal, daß der große König, der Held des achtzehnten Jahrhunderts, welcher durch seine mächtige Natur und durch die Schicksale seiner Jugend von frühe an Hoffnung und Inhalt der deutschen Poesie war, sich so ausschließend der französischen Bildung zuwandte. Wenn wir uns vorhalten, daß der Mann der That überhaupt nicht ein Werdendes sondern ein Fertiges zur geistigen Stütze bedarf, so erklärt dies die Sache nothdürftig von einer Seite, ohne in dem gegebenen Falle einen Trost dafür zu bieten. In Wahrheit ist dies der eigentlich tragische Punkt in Friedrichs Leben. Wie Moses schaute er von ferne in das gelobte Land und noch dazu ohne das Glück einer klar bewußten Sehnsucht.

Mit um so reinerer Uneigennützigkeit hat die deutsche Dichtung ihren Helden zu verherrlichen gewußt.

Dichter und Kritiker.

Goethe erzählt aus seiner Leipziger Studentenzeit von den dortigen, ihm ungeheuerlich erscheinenden Gebäuden, die ihr Gesicht nach zwei Straßen wenden und in ihren hochumbauten Hofräumen eine kleine bürgerliche Welt umfassen. Es war dies, wie er sagt, so recht nach seinem Sinne und er theilte diese Liebhaberei auch mit andern jungen Dichtern.

Zur Zeit der Herbstmesse 1748 war die Hinterstube eines Bürgerhauses in der Burgstraße zu Leipzig von zwei Studen-

ten — Vettern und Studiengenossen — bewohnt, deren einer Johann Christian Schmidt, der andere Friedrich Gottlieb Klopstock hieß. Ihre lauten literarischen Gespräche lockten alsbald den Wandnachbar, Johann Andreas Cramer, herbei und es ereignete sich eines Nachmittags, daß nach einer lebhaften Erörterung über die Vorzüge der deutschen und englischen Poesie, Schmidt aus einem zur Seite stehenden Wäschekoffer, trotz des thätlichen Widerstandes Klopstock's ein Manuscript zog und in wunderlichem Tone seltsam klingende Verse zu lesen begann, bis Klopstock ihm die Blätter aus der Hand nahm und nun selbst den ersten Gesang seines Messias vortrug.

Die Folge der kleinen zufälligen Scene war das Erscheinen der drei ersten Gesänge der Klopstock'schen Messiade in den Bremer Beyträgen, deren eifriger Mitarbeiter Cramer, wie wir wissen, war.

Es hatte diese Veröffentlichung nach den verschiedensten Seiten hin eine große, fast unerhörte Wirkung. Die leidenschaftliche Aufnahme in Bewunderung und Entzücken wie in heftiger Abneigung und in zürnendem Neid können wir uns nur nach dem Zeugniß der damals Mitlebenden, nicht aus dem Gedichte selbst vergegenwärtigen. Den Anhängern der neuen poetischen Richtung schien hier in Inhalt und Form etwas geleistet über das hinaus nichts gehen konnte: Der Gegenstand, der Wunder höchstes und heiligstes, die Erlösung der Menschheit — erfunden und ausgeführt mit einer Kraft der Phantasie, die das Unglaubliche that, in Schilderungen überschwenglichen Glanzes, feierlicher Erhabenheit und grauenvoller Schreckniß — mit einer Gefühlsweichheit und Innigkeit, die den bewundernden Leser in Thränen schmelzen machte — mit einer Begeisterung, die ihn stürmenden Fluges zum Himmel emportrug. Die epische Form, nach antikem Muster in dem allumfassenden homerischen Rahmen von Himmel, Erde und Unterwelt, Träger christlich idealer Weltanschauung. — Hexameter, hymnenartig dahinrollend gleich einem mächtigen, nie versiegenden Strome! —

Im Drange der Begeisterung mit Thränen der tiefsten Herzens-

bewegung hat Klopstock die erhabenen Stellen seiner Dichtung niedergeschrieben. Geringeres konnte es nicht gewesen sein, was den Dichter auf dem schwindelnden Höhenpfad des künstlerischen und gemüthlichen Enthusiasmus erhielt, auf welchem das Gedicht sich fortbewegt.

„That, die allein der Allbarmherzige kennt,
Darf aus dunkler Ferne sich auch dir nahen die Dichtkunst?
Weihe sie, Geist, Schöpfer, vor dem ich still anbete,
Führe sie mir als deine Nachahmerin voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!"

— — — — — — — — — — — —

„Deines Lichts ein Schimmer! Ach deiner Gnade ein Tropfen
Ist dem Erkenntnißbegierigen, ist dem Dürstenden Fülle!"

Die Züricher Freunde nahmen vorweg diese Poesie auf, sie selbst die Dürstenden, als Fülle der Gnade, als das verkörperte Ideal ihres dichterischen Strebens. „Miltons Geist ist in Klopstock", schreibt Bodmer. „Seine Poesie hat keine Vorgänger gehabt, es wären denn die Propheten und Pindar." Und ein andermal: „Wir stehen am goldenen Alter! Ich habe in dem Isthmus gelebt, der von dem eisernen zum goldnen hinüber geht. Schon hab ich den Messias besingen gehört und Kleist folgt auf Zephiros Flügeln dem Lenze durch Garten und Feld."

Es war indeß nicht die Bewunderung der Partei, von welcher Klopstock's Erfolge abhingen. Ihm war das seltene Glück beschieden, daß er seiner Zeit genau Dasjenige zu bieten wußte, was geistiges Bedürfniß des Volkes war. Der Strom der individuellen dichterischen Empfindung hatte sich aus dem starren Gestein der alten Formen völlig losgerungen; er hatte seine berechtigte Freiheit gewonnen, die fortan durch nichts gehemmt werden konnte. In diesem Sinne bezeichnet Klopstock doch wohl den Wendepunkt unserer Literaturperiode.

Wie der Ausdruck des unmittelbaren Gefühlslebens in der Poesie durch Klopstock's Dichtungen den Ideen- und Gemüthsinhalt

der deutschen Jugend zu dichterischer, sittlicher und vaterländischer Begeisterung entflammte, tritt uns mit besonderer Kraft noch zwanzig Jahre später, in dem Treiben des Göttinger Dichterbundes entgegen. Die nächtlichen Weihefeste, das Anrufen des heiligen Dichternamens unter dem Rauschen der deutschen Eiche, die feierlichen Vivats, wie sie Voß in seinen Briefen beschreibt, waren freilich ein Spiel ähnlich der Gleimisch-Anakreontischen Freundschaftsschwärmerei, nur mit dem Unterschied, daß im ersten Falle eine würdige allgemeine Idee zu Grunde lag, die in dem andern entschieden fehlte. Ueberschäumen ist aber das ächte Wahrzeichen der Jugendwärme.

Für die verschiedene Art der Klopstockbewunderung hat Goethe nach seiner Weise zwei kleine aber vollwichtige Belege hinterlassen. So in Werthers Leiden: wie auf dem verhängnißvollen Balle während des Gewitters Lotte ihre Hand auf Werthers Arm legt und, in Gedanken an die Gewitterode, das einzige Wort: „Klopstock" ausspricht; dann in Dichtung und Wahrheit: wie die Geschwister Goethe, während der Vater Sonntags früh in der winterlichen Morgendämmerung sich rasiren läßt, hinter dem Ofen flüsternd das Höllengespräch des Satan und Adramelech aus dem zehnten Gesang recitiren und Schwester Kornelia sich vergessend, mit dem leidenschaftlichen Aufschrei: „O wie bin ich zermalmt!" den Barbier erschreckt, der die Seifenschüssel dem Vater über die Brust gießt.

Daß die Gesänge des Messias einzeln oder in geringer Anzahl und in langen Pausen erschienen, war kein kleiner Vortheil für das Gedicht sowohl als für den Dichter. Trotz der nach gewissen Richtungen hin so sehr gesteigerten Empfindungs- und Aufnahmsfähigkeit der damaligen Zeit, wäre es doch wohl ein Unternehmen gewesen die zwanzig Gesänge der Messiade mit gleich begeisterter Sammlung in einem Zuge lesen zu wollen. Für uns nüchterne Kinder des neunzehnten Jahrhunderts ist diese Aufgabe freilich noch viel bedenklicher und wohl eines Seufzers werth.

Es gab auch inmitten der großen Bewunderung immerhin einzelne Stimmen der gleichzeitigen Kritik, selbst von nahe befreundeter Seite, die sich nicht sehr günstig für die Fortsetzung des Messias aussprachen. Sulzer berichtet an Freund Bodmer: daß es die Verfasser der Bremer Beiträge fast reue den Anfang des Gedichtes gedruckt zu haben, und daß sie den Dichter nicht ermuntern würden fortzufahren, indem er etwas unternommen habe, was über seine Kräfte gehe. „Qui dit trop, ne dit rien", fügt der Briefsteller dann ganz verlegen hinzu. „Viele Leute sagen, daß das schweizerische Lob Klopstock verdorben hätte."

Und wie nahm Gottsched den Messias auf? — Für den Leipziger Meister war diese neue Art der Poesie in ihrer überwältigenden Gefühlsinnerlichkeit eine unverstandene, ungeheuerliche Macht, vor der er sich fürchtete, ohne es sich selbst eingestehen zu wollen und die er mit leidenschaftlichem Eifer von sich abzuwehren strebte. Er fühlte seinen langjährigen Thron wanken; nach allen Seiten ausgreifend suchte er vergeblich eine Stütze zu erfassen. Er war wie ein versinkender Mann; je größer die Anstrengung sich festzuhalten, desto schneller wich der Boden unter seinen Füßen.

Zu seinen getreuen Vorkämpfern gehörten: Der Wittenberg'sche Hofrath und Leibmedikus Triller, dann der schon öfter genannte Herausgeber der „Belustigungen", Bibliothekar Schwabe, vor Allen aber Gottscheds feurigster Bewunderer und kläglichster Schüler, Baron von Schönaich, der Sohn eines altadeligen Rittergutsbesitzers aus der Lausitz, früh abgedankter Officier, der um der Gunst der Musen und einer bürgerlichen Heirath willen — doppelte Mesalliance für die damalige Zeit — den Groll und die Verachtung seiner vornehmen Eltern noch in seinem, durch Mangel und Blindheit gedrückten Alter erdulden mußte. Das einzige Glück, dessen er sich im Leben erfreute, war die Bewunderung, die er bis an das späte Ende seiner Tage den eigenen Versen schenkte. Er verschmähte es nicht sich den deutschen Tasso zu nennen und Gottsched hatte ihm die

ehrenvolle Pflicht auferlegt, angesichts der feindlichen poetischen Gewalten, den Ruhm der Leipziger Schule durch ein nationales Epos zu vertreten, welches, als Gottsched'sches Gestirn geeignet wäre, den Klopstock'schen Messias in ewiges Dunkel zu begraben. So entstand Schönaichs „Hermaniade" oder „die Befreiung Deutschlands."

Gottsched versah das Gedicht mit einer selbstverfaßten Vorrede und zu größerem Nachdruck ward der Verfasser auf Veranlassung des Meisters nach verjährtem Universitätsgebrauch als kaiserlicher Hofpoet gekrönt.

„Das ist zu viel, zu viel fürwahr,
Mit heiligen und seltnen Kronen
Ein bebend und verzagtes Spiel
Berühmter Gottsched zu belohnen!"

So sang der beglückte Dichter in seiner tiefempfundenen Dankbarkeit. Ihm antwortete ein boshaftes Sinngedicht:

„Wer ist von Beiden mehr gehöhnt,
Der Held von dem ein Schönaich dichtet,
Der Dichter, den ein Gottsched krönt (19)?"

Ungenannte Kritiker fanden es unerhört und ohne Beispiel in der Geschichte, daß eine ganze Gesellschaft von Schriftstellern viele Jahre lang in dem ungestörten Besitz des Schlechtschreibens geblieben sei. Schönaich und sein Hermann kamen damals gerade zu rechter Zeit um als Gefäß des Zorns erwählt und mit unbarmherzigem Spott vernichtet zu werden.

Solche Gerichte aber, wie sie von nun an Gottsched und seine Schule trafen, kamen nicht allein aus dem Lager der Schweizer. Es war eine neue Geistesmacht aufgetreten, die, über die streitenden Parteien sich erhebend, gegen beide zugleich ihre Waffen wandte. Wie scharfe Sonnenstrahlen durch wogendes Morgengewölk, senkten sich die Pfeile aus einer Höhe nieder, deren reine Luft und weite Fernsicht unberührt blieb von den Schatten kleinlicher Mißgunst und Eifersucht. Es war ein guter Schütze mit

sicherem Auge und fester Hand, der hier seinen Stand hielt; gefährlicher und viel mehr zu fürchten für die Leipziger Schulpoesie als das ganze Zürich nebst den himmlischen Heerschaaren Klopstocks.

„Vor Lessing fürchten Sie sich?" schrieb Schönaich an Gottsched. „Aber glauben Sie mir, Sie werden Gottsched bleiben und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern sollten."

Tausend Lessinge! — Es ist an Einem genug gewesen. Und dieser Eine trieb derweilen ganz unbekümmert in Berlin sein Wesen mit Mendelsohn, den er den zweiten Spinoza aber ohne dessen Irrthümer nannte und mit Nicolai, welcher damals noch nicht Besitzer einer berühmten Buchhandlung, noch nicht gelehrter Reisender, noch nicht so anmaßlich und langweilig war, als er sich später erzeigte, sondern durch die mit Mendelsohn gemeinsam unter Lessing's Leitung herausgegebene, „Bibliothek der schönen Wissenschaften" einen wirklichen Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur ausübte.

Daß hier der Heerd war, auf dem die ersten Funken des Lichtes erglimmten, welches das neunzehnte Jahrhundert erleuchten sollte, wer von uns weiß das jetzt nicht? Damals aber wußten es Wenige; und in voller Klarheit selbst Diejenigen nicht, welche die Leuchte im eigenen Geiste trugen; am wenigsten vielleicht bekümmerte sich Lessing darum, was er der Welt einst hinterlassen wollte. Frischen Muthes nahm er auf, was ihm im Wege lag. Er leuchtete mit seiner Fackel überall da hin, wo es am dunkelsten und verworrensten aussah. In sorglosem Uebermuth verjährten Staub aufwühlen, das war so seine Lust.

„Ich bin wahrlich nur eine Windmühle und kein Riese", sagte er. „Da stehe ich auf meinem Platz ganz draußen vor dem Dorfe auf einem Sandhügel ganz allein und komme zu Niemanden und helfe Niemanden und lasse mir von Niemand helfen. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr als meine Flügel zu ihrem Umlauf bedürfen. Mücken können dazwischen hinschwärmen,

Buben müssen nicht darunter durchjagen, noch weniger muß sie eine Hand hemmen wollen, die nicht stärker ist als der Wind, der sie treibt. Wenn Einer in die Luft geschleudert wird hat er es sich selbst zuzuschreiben. Ich kann ihn nicht sanfter setzen als er fällt“ (20).

Liebesfrühling.

Kaum zehn Jahre waren vergangen seit Uz in Halle seinen Anakreon übersetzte — und nun — welche Umwandlung! Es war, wie ein alter weiser Grieche in seinen Geschichten sagte, das Kleine groß geworden und was ehedem groß war, das war jetzt klein. Nach seinem Rathe wollen wir von dem Einen wie von dem Andern reden und aus der weiten bewegten Welt in das kleine, enge Dichterleben, zu unserem Freunde zurückkehren, den wir so lange verlassen haben, und der nun eben im Begriff ist einen sehnsüchtig bescheidenen Liebesfrühling zu feiern.

Es war gegen Ende des Jahres 1751, da wir unsern Dichter für längere Zeit und gar in behaglicher Weise in dem kleinen sächsisch-meiningen'schen Städtchen Römhild, der ehemaligen Residenz der Grafen von Henneberg eingerichtet finden und zwar in der Eigenschaft eines Sekretairs bei dem damals als kaiserlichen Delegirten nach Römhild gesandten Anspach'schen Hofrath Strebel. Die Sache verhielt sich so:

Zwischen den sächsischen Herzögen Franz Josias von Koburg und Anton Ulrich von Meiningen war ein alter Rechtshandel über das Amt Römhild bei dem Reichshofrath zu Wien anhängig. Der Herzog Ullrich wollte sich der ihm ungünstigen Entscheidung nicht fügen und es ward darauf hin Chursachsen und Brandenburg-Onolzbach angewiesen die Execution zu vollziehen. Am 16. Mai hielt die kaiserliche Commission in sechsspännigen Wagen ihren feier-

lichen Einzug zu Römhild. Der kaiserliche Reichshofrath mußte dem guten Uz zu seiner ersten und letzten Liebe verhelfen; leider hat er ihm die ersehnte Gegenliebe nicht verschaffen können. Es erging unserem Dichter wie dem unsterblichen Klopstock mit seiner vielbesungenen Fanny und er hat nicht, wie dieser, später eine Meta gefunden, deren begeisterte Liebe ihm Ersatz geboten hätte.

Das Städtchen Römhild liegt in einer reizvollen Gegend, zwei Stunden von Hilburghausen, am Fuße des prächtigen Brüderpaares der Gleichenberge, deren mächtige Basaltfelsen und dunkelschattige Eichenwälder den ernsten Hintergrund bilden für die lachende Landschaft, in welcher die kleine residenzliche Stadt ganz in Grün gebettet ist. Ein mäßiger Hügel, die Hartenburg, erhebt sich unmittelbar hinter den letzten Häusern; Breitensee mit seinen weißen Mauern, Milz mit seiner gothischen Kirche schimmern in der Ferne. Es ist die mildeste Gegend des mittleren Deutschlands. Geschützt vor den rauhen Nord- und Ostwinden, dem warmen Luftstrom nach Süden geöffnet, gedeihen hier die edelsten Obstarten. Die zahme Kastanie ist heimisch und feine Traubensorten wie in dem gesegneten Badener und Würtemberger Lande.

Zum erstenmal hatte Uz den ungetrübten Genuß einer wirklich schönen Natur, aus der er poetische Stimmung schöpfen konnte, während seine heimathlichen Hügel doch immerhin erst durch die dichterische Idealisirung Bedeutung zu gewinnen vermochten. Auch die Kunst war nicht mit leeren Händen an Römhild vorüber gegangen. In der Kirche steht ein Grabmal der Grafen von Henneberg, ein Werk des alten Nürnberger Meisters, Peter Vischer, aus seiner besten Zeit.

Das Alles fand Uz in Römhild. Dazu einen gleichdenkenden und empfindenden Freund in dem Hofadvokaten Grötzner. (Es war dies derselbe Freund, an welchen die früher erwähnten, von Henneberg herausgegebenen Briefe unseres Dichters gerichtet waren.) Aber mehr noch. — Uz fand in der jüngsten Schwester des neuen Ge-

nossen, einem lebhaften, gefühlvollen und neckisch liebenswürdigen Mädchen, wie sie die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts gerne mit besonderer Betonung zu schildern pflegten, das Ideal seiner poetischen Träume und seiner liebevollen Sehnsucht. Er theilte mit den beiden Geschwistern alle geistigen Beschäftigungen und alle Vergnügungen jugendlicher Geselligkeit.

Hier müssen nun auch besonders die eben erschienenen und in frischer, warmer Begeisterung gemeinsam genossenen Richardson'schen Romane erwähnt werden, deren Wirkung auf die phantasie- und gemüthserregte deutsche Jugend damals überhaupt eine ganz unglaubliche war.

In dem Gellert'schen Nachlaß findet sich ein Brief, in welchem der fromme Dichter seine Seelenbewegung bei Lesung der Clarissa schildert. Nichts kann für die allgemeine Stimmung bezeichnender sein. „Seit so vielen Jahren", schreibt er an einen sehr bevorzugten Schüler, den Grafen Moritz von Brühl", habe ich nicht weinen können — nicht weinen können — so hart, so verschlossen ist mein Herz gewesen. Und heute, diesen Morgen, den 3. April zwischen 7 und 10 Uhr — gesegneter Tag — habe ich geweinet, mein Buch, mein Pult, mein Gesicht, mein Schnupftuch durch — durchgeweinet, mit unendlicher Freude geschluchzet, als wäre ich in Bologna, als wäre ich Er, als wäre ich Sie, als wäre ich das selige Gemisch von Glück und Unglück, von Tugend und Schwachheit gewesen, und kein Mensch hat mich gestöret" (21).

Wenn dies dem berühmten Professor der Moral begegnete, was sollte unser armer verliebter Dichter thun?

„Erwärmt durch diese edlen Gestalten suchte Uz selbst nach Clementinen und Clarissen", sagt unser vielgenannter Gewährsmann, Herr Schlichtegroll, und fügt dann hinzu: „Die Geschichte seiner Liebe ist in dem Leben eines jeden Menschen der Hauptfaden, an den sich die übrigen Begebenheiten anknüpfen. Das gefühlvolle Herz wird es immer einem Tellow danken, daß er Klopstock's Liebe erzählt hat.

Wieland küßte, nach Zimmermann's Erzählung, seiner geliebten Freundin am Ende des vierzehnten Jahres ihrer Bekanntschaft die Hand. Nicht weniger zart war Uzens Liebe zur Schwester seines Freundes."

Daß Uz die drei ersten und letzten Küsse bei seinem Abschied von Römhild, im zweiten Jahre der Bekanntschaft empfing, das hatte er demnach vor Wieland voraus.

Von Uzens dichterischen Arbeiten aus jener Zeit zu sprechen, ist nicht sehr ermuthigend. Es ist die vollendete Entsagung seiner Muse günstiger geworden, als die Aufregung zweifelnden Hoffens und Wünschens. Er hat zu Römhild den „Sieg des Liebesgottes" geschrieben, ein kleines komisches Epos, welches der Verleger, wie es scheint, ohne Vorwissen des Autors, als eine Nachahmung des Pope'schen Lockenraubes bezeichnete. Des Dichters Ruhm würde sicherlich nicht geschmälert worden sein, wenn dieses Gedicht in seiner Feder oder in seinem Pulte zurückgeblieben wäre.

Eine gefallsüchtige Schöne sucht zwei Liebhaber, einen feinen, wohlerzogenen jungen Mann und einen albernen Stutzer in ihren Fesseln zu halten, ohne weder für den Einen noch für den Andern Neigung zu empfinden. Amor in eigener Person beschließt sie für ihre Kälte zu bestrafen. Nach allerlei vergeblichen Versuchen, seinen Pfeil mit sicherem Erfolge zu entsenden, gelingt es ihm endlich in der Verkleidung eines Kutschers, vom Bocke aus, das Herz der Dame zu Gunsten des faden Liebhabers zu treffen, dessen schöne Karosse sie bezauberte und der nöthigen Vorsicht vergessen ließ.

Freilich ist weder Cupido mit dem spitzen Pfeil noch Apollon mit der goldenen Leier hier Sieger. Wenn überhaupt von einem Siege die Rede sein soll, so gehört er der perrückengewaltigen Prosa die das zarte Seelchen Phantasie bis auf den Tod beleidigte.

Uz hatte von Römhild aus die ersten zwei Bücher des Liebesgottes an Gleim zur Beurtheilung gesandt. Er drängte sehr auf Eile, weil er fürchtete, Held und Heldin möchten durch Verzögerung altfränkisch erscheinen. Auf Gleim durfte man sich jedoch zu jener

Zeit wenig verlassen. Er hatte sich verliebt und verlobt und war so glückestrunken, daß ihm Sinn und Verständniß für die Wünsche des guten Uz fehlten.

Kann ich wohl von anderen Sachen mit Ihnen sprechen?" schrieb er. „Was kann mir jetzt gefallen als mein Mädchen? Das — ja das ist jetzt ganz allein mein Anakreon, mein Uz, mein Kleist!"

„Himmlische Cythere, mit welchem Verschonen trägst Du die Landstreicher in Deinem Reiche!" heißt es in Uzens Antwort. „Wie wenig verdient Gleim, daß er noch mit einem güldenen Pfeil von Dir verwundet wird; daß er liebt und glücklich liebt! Wie wenig verdient er es gegen mich, der ich in Unschuld dahinwandle und mein Herz nicht an den Mann bringen kann!"

Gleim's Verlobung zerschlug sich auf nicht sehr fügliche Weise und er wendete sich, nun völlig nüchtern geworden, zu dem Freunde zurück, der denn auch nicht versäumte, noch von Römhild aus eine poetische Epistel zum Trost für die mißglückte Heirath an ihn ergehen zu lassen.

Solche in Versen und Prosa wechselnde Briefe waren eine beliebte Form für die damaligen Dichter, in welcher sich aller poetische Vorrath unterbringen ließ, der sonst keinen passenden Raum finden konnte. Die von Uz in Römhild nach dieser Weise verfaßten Episteln werden wohl das werthvollste Erzeugniß seines dortigen Aufenthaltes sein; denn auch die kleinen Lieder an Climene, unter welchem Namen er seine angebetete Freundin feierte, stimmten keinen höheren Ton an, als es nach anakreontischer Weise üblich war.

In einem poetischen Brief an den ihm befreundeten Hofrath Benz in Anspach schildert Uz den freundlichen Aufenthalt zu Römhild mit den heitersten Farben:

„Vergnügen lacht mir auf allen Wegen", ruft er aus, „und meinen Augen begegnet lauter Lust." Er preist in ehrfürchtiger Bewunderung die erhabene Schönheit der wilden Berge in ihrer Waldes-

finsterniß und gedenkt mit Entzücken der milden Hartenburg, die er bequem ersteigen mag, obschon er sonst das Klettern nicht leiden kann.

„Und wenn ich deinen grünen Rücken
Und Römhilds Grazien und Grötzners
Wein und Kuß
Verlassen muß,
Will ich nach dir im Geiste blicken,
Soll meine Muse dich mit ihrem Lorbeer schmücken,
Daß, wie man Tiburs Hayn, das holde Tempe preist,
Auch du der Nachwelt heilig seyst!“

Uzens Verweilen in Römhild dauerte zwei Jahre. Wie schwer ihm der Abschied wurde, spricht sich in den ersten Briefen an Freund Grötzner aus. „Ich hatte den besten Weg und das beste Wetter von der Welt“, schrieb er. „Als ich auf der Muckfteig, einem etliche Stunden von Römhild gelegenen Berge angekommen war, wo man zum letztenmal den Gleichberg sehen kann, stieg ich aus der Kutsche und sah mich mit nassen Augen nach der Gegend um, wo ich abgefahren war und die ich in einen dicken Nebel gekleidet fand.“

Wahrhaftig, ich werde schwermüthig, heißt es dann weiter. „Ich habe gar zu viel Liebes in Römhild!“ „Lieber Grötzner, es kann nicht anders seyn, wir müssen nahe Vettern sein. Wir könnten sonst ohnmöglich einander so lieb haben, noch einander so gleich seyn, außer daß ich frömmer bin.“ Die Vetterschaft ward in gutem Glauben auf die Aehnlichkeit der Wappen hin festgestellt.

Einige Briefe unseres Dichters, die er nach seiner Rückkehr in die Heimath an die grausame Freundin schrieb, finden sich in der oft genannten Schlichtegroll'schen Lebensbeschreibung abgedruckt. Der Verfasser hatte sie aus dem Familienarchiv zur Benützung erhalten.

Daß unser Dichter hier wirklich eine tiefe Neigung zu überwinden hatte, das läßt sich aus diesen Urkunden viel mehr als aus den jener Periode angehörenden Dichtungen entnehmen. Eine gewisse neckische Koketterie scheint auch in der Ferne noch mit dem

Herzen des Dichters gespielt zu haben, nachdem das Wort der hoffnungslosen Trennung schon ausgesprochen war. Der Bruder durfte Uz keinen Gruß schreiben, weil dieser noch den ersten Brief schuldete; ein andermal wurde ihm ein geschriebener Brief vorenthalten u. s. w.

Uz dagegen schreibt mit herzlichem Gefühl: „Seit einigen Wochen habe ich mir viele Mühe gegeben Sie zu vergessen; ich habe mich bestrebt allen Ihren Reiz, alle Ihre edlen Eigenschaften in meiner Seele zu verdunklen und dagegen Ihre Entfernung, Ihre Ernsthaftigkeit gegen mich, da Sie mir nahe gewesen, auf das Lebhafteste mir zu vergegenwärtigen. Wollen Sie den Erfolg dieses traurigen Bemühens wissen? Es ist mir ohne Mühe gelungen, mir lebhaft vorzustellen, daß Sie mich nicht lieben; aber die Vorstellung, daß Sie liebenswürdig sind, ist nicht minder lebhaft geblieben und ich habe mein Leiden nur vermehrt."

Dann ein andermal:

„Ich weiß nicht, warum noch kein einziges Gedicht mir gelungen ist, wenn ich von Ihnen singen wollte. Meine Lieder werden alle kläglich und unausstehlich. Es ist um meine Muse gethan, wenn ich nicht aufhöre zu lieben oder Sie mich zu Klagen zu berechtigen. Keines von Beiden wird geschehen. Also gute Nacht Musen, gute Nacht Parnaß!

Die geliebte Freundin verheirathete sich im Jahre 1756. Uz hatte sich gefaßt und den Schmerz der Entsagung bemeistert.

„Sie lieben, Sie werden geliebt, Sie sind glücklich", so lautet der letzte Brief. „Können Sie zweifeln, daß ich Theil an Ihrem Glück nehme? Sie wissen wie hoch ich Sie allezeit gehalten habe. Ich wußte, daß Sie alle Eigenschaften einer guten, liebenswürdigen Frau besitzen; wie kann es anders seyn, als daß Sie auch eine glückliche Frau sind? Und wenn das wirklich so ist, so freue ich mich und Ihre ganze Familie ist mir lieb."

Welcher Gegensatz, wenn man mit diesem friedlichen Ausklingen

einer lieblichen Gemüths= und Herzensbewegung den Schmerzensschrei verstoßener Liebe eines andern Dichters vergleicht:

„Ach Gott, mein Gott, erbarme dich!
Was Gott? was mein? und was Erbarmen?
Die Schickung peitscht mit ausgestreckten Armen,
Und über mich,
Und über mich allein
Kommt weder Thau noch Sonnenschein!"

So schrieb der in diesen Blättern schon mehrmals erwähnte schlesische Dichter Günther, dem Uz sich zuweilen zu vergleichen liebte, als seine Geliebte ihn verlassen hatte.

Noch einmal blühte in späterer Zeit eine vorübergehende poetische Neigung in der Phantasie unseres Dichters auf. Die Chloe seiner Gedichte war ein junges Mädchen, welches ihm gegenüber wohnte. Mit einer zärtlichen Bewunderung aus dem Fenster hatte übrigens der kleine Roman auch sein Ende erreicht. Die im Stillen Angebetete erfuhr erst spät, nachdem sie lange verheirathet war, die frühe Verehrung des Dichters.

Uz hat sich nie verheirathet. Seine natürliche, vernünftige Heiterkeit ließ ihn die Klippen des Hagestolzenthums an seinem eigenen Wesen glücklich umgehen. Der leise Klang der Sehnsucht aber bricht doch wohl zuweilen in weicheren Accorden durch die mit so viel Weisheit auferbaute Schutzmauer der Resignation und der heiteren Zechlust. So schrieb er in Beziehung auf den englischen Lyriker Waller: „Er hatte in der Liebe das Schicksal der meisten Poeten. Ich lese mit einer gewissen Zerknirschung, wenn er sich mit dem Phöbus vergleicht, der einer Daphne nacheilt und statt ihrer, Lorbeern in die Hand bekommt. Das ist erbaulich für den Dichter. Aber klagen ist meine Sache nicht."

Und ein andermal:

„Wir alte Junggesellen leben in der Welt ungeliebt und sterben unbeweint."

Literarisches Ungewitter.

In jedem Menschenleben, auch in dem stillsten und friedlichsten kommt eine Zeit, wo die Gewitter von allen Seiten aufziehen. Freilich sind die Stürme in dem Leben unseres harmlosen Dichters weder furchtbar noch erhaben, sondern viel mehr ein wenig langweilig und ein wenig lächerlich. In solch wunderlich pedantischem Treiben das menschlich Tiefe und Wahre und das poetisch Schöne aufzusuchen ist nicht leicht; doch lauscht man in der wunderlichst verkünstelten Variation immer noch gerne auf den unverlornen Klang der herzrührenden Melodie des alten Themas.

Verschmähte Liebe war nicht der einzige bittere Kelch, welchen Uz in jener Zeit verschmerzen mußte. Der unglückliche Liebesgott hatte Unheil angerichtet, da wo er nicht sollte, und die Folge war Zank und Zwist in dem Leben des friedfertigen Dichters.

„Ich mag so wenig Streit wie Sie", hatte Uz noch vor wenigen Jahren an Gleim geschrieben, „und bin völlig Ihres und Hagedorns Entschlusses in den berufenen critischen Streit mich nicht einzumischen, sondern an beiden Parteien meine Lust zu haben." Er besorgte damals, daß sein „Magister Duns", ein kleines harmloses Spottgedicht gegen die Leipziger Schule ihm Unannehmlichkeiten bereiten könnte, und bat Gleim es nicht nach Zürich zu schicken, damit es nicht für die Partei benützt werden möchte. Was ihn bewog in seinem Liebesgott plötzlich mit satirischen Ausfällen gegen die neue Cherubspoesie aufzutreten, ist schwer zu entscheiden. Berechtigtes Urtheil, literarisches Pflichtgefühl, Unbehaglichkeit im Anschauen fremder Erfolge, vielleicht der Wunsch ein wenig heldenhaft vor den Römhilder Freunden zu erscheinen, endlich das unausgesprochene Gefühl der Interesselosigkeit seines poetischen Stoffes —

dies alles mag zusammengewirkt haben. Zuletzt ist es Uz ergangen wie es zuweilen ruhigen Leuten in unruhigen Zeiten ergeht; er wurde ein wenig zu spät von der Bewegung ergriffen.

Es bedurfte wahrlich keiner persönlichen Bitterkeit, wie sie Uz und seine Freunde voraussetzten, um den Sieg des Liebesgottes für ein mißlungenes Werk zu erklären. Niemand aber war weniger als unser Uz an harte Beurtheilungen gewöhnt. Wie er selbst stets parteilos und milde sich erzeugte, so war er auch bisher von allen Parteien gleicherweise ehrenvoll anerkannt worden. Desto empfindlicher fühlte er sich nun verletzt und weit entfernt der Kritik ihre Berechtigung zuzugestehen, bestätigte er durch sein Verhalten die Erfahrung, daß von Natur sanfte Menschen, einmal gereizt, schwer zu beruhigen sind. Er wiederholte seine Angriffe verstärkt in einem, an seinen Freund den Hofrath Christ zu Anspach gerichteten poetischen Sendschreiben, welches sich weder durch Neuheit noch durch Reichthum der Erfindung auszeichnet: Ein Traumgesicht führt den Dichter in den Tempel des guten Geschmacks, wo die Büsten der alten Dichter stehen; mitten unter ihnen die des Milton aus schwarzem Marmor, um die ein groß Gedränge ist und so viel Weihrauch verbrannt wird, daß die übrigen im Dampf verschwinden. Nachdem die Reimverächter, die, „nach englischem Geschmack, schwülstig schreiben und der ewig schönen Muster der Alten vergessen", gehörig zurecht gewiesen sind, tritt der Gott des guten Geschmacks selbst bekränzt und leuchtend in den Tempel und hält eine lehrhafte Rede: „daß nur das Wahre schön sei und daß, wenn man würdig dichten wolle, die Dichtung nicht die Natur vernichten müsse."

„Nicht seicht fließ' euer Vers, nicht von Gedanken leer,
Er fließe klar dahin, obgleich von Golde schwer.
Soll Deutschland euer Haupt mit Lorbeern krönen,
So lehret euer Lied auch deutsch, nicht fremde tönen.
Der Alten Saitenspiel tön' eurer Leier vor,
Sie dichten für den Geist und singen für das Ohr."

Die Züricher, die nie anstanden einen Streit aufzunehmen, zögerten auch diesmal nicht. Bodmer, dem sein erster großer Jünger, Klopstock, abhanden gekommen war, hatte in dem jungen, feurigen, damals in höchster Gefühlsüberschwänglichkeit befangenen Wieland einen vollgültigen Ersatz gefunden. Kampfgerüstet stand der jugendliche Streiter, voll Ungeduld seine Kraft zu erproben. Aber welcher Vorwurf konnte Uz, den anerkannt trefflichen Dichter, den feinen Sprachverbesserer, den unbescholtenen Mann treffen? — Wieland wußte Rath. Er sprach das Verdammungsurtheil aus über die anakreontischen Dichtungen unseres Uz, welcher allerdings in einigen seiner früheren Gedichte der angenommenen leichtfertigen Form zu viel Rechnung getragen hatte, eben weil diese seiner eigenen Natur so durchaus fremd war.

Im Jahre 1755 erschien die zweite Auflage seiner mit dem dritten und vierten Buch vermehrten Gedichte, in welchen sich die bedeutendsten seiner Lehrgedichte befanden. Uz schickte sie an Grötzner und sagt in dem begleitenden Briefe: „Opera omnia Uzii! in 16 Bogen! Wie wird die Welt die Augen aufsperren: Was für Lobsprüche werde ich einerndten, insonderheit von den Klopstockianern und Schweizern!"

Noch im Juni 1755 hatte er dem Freunde von Schönaich's kritischen Thaten gegen Lessing erzählt. „Glauben Sie nicht, daß diese ungezogene Art zu streiten dem guten Geschmack eben so hinderlich als den guten Sitten zuwider sey? Glücklich wer nichts geschrieben, und weise wer jetzt nichts schreibt! Man mag schreiben wie man will, so wird man beurtheilt, verhöhnt, beschimpft und mit Pasquillen beehrt werden."

Und nun traf ihn die Rache der Schweizer. In den von Wieland in Zürich herausgegebenen „Empfindungen eines Christen" liest man eine Zuschrift an den Oberconsistorialrath Sack in Berlin, in welcher dieser aufgefordert wird, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln gegen die die Religion verachtenden Witzlinge, die

Anakreontiker einzuschreiten. Es war dies eine Denunciation der schlimmsten Sorte, welche, an die oberste geistliche Behörde in Preußen gerichtet, auf recht ernstliche Folgen angelegt erscheinen konnte.

„Schamloses Ungeziefer“ nennt der junge Eiferer die anakreontischen Dichter, „schwärmende Anbeter des Bacchus und der Venus, die man an der brünstigen Andacht, womit sie diese Götzen anbeten, für eine Bande von epicuräischen Heiden halten sollte, die sich verschworen haben, Alles was heilig ist, lächerlich zu machen und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern vollends auszutilgen.“ Wieland nennt dann als eine der neuesten Erscheinungen dieser Art den Titel der neuen Uzischen Gedichteausgabe.

Eine solche feurige Sittenpredigt von Wieland gegen Uz muß uns sehr komisch klingen — gegen Uz, dessen heitere Tugend und Lebensweisheit dem gebildeten Deutschland bereits ein mildes liebliches Sittengesetz geworden war. Der rohe, unverständige Angriff traf ihn um so schmerzlicher, als er selbst allmählig einzusehen begann, daß er sich in diesen leichten Dichtungen auf ein ihm nicht zugehöriges Gebiet gewagt hatte, wie denn der Erzanakreontiker Gleim selbst an einem und dem andern der zweifelhaften Gedichte Anstand nahm. „Mich dünkt, ich habe schon erklärt,“ schrieb er an Uz, „daß ich die freieste Poesie, wenn sie in Einem Bande beisammen wäre, gerne ertragen könnte. Ich würde sehr gerne für keine Sünde halten die Contes de la Fontaine gemacht zu haben; aber wenn ich zugleich die fürtrefflichen Oden: die Theodice, die Glückseligkeit, die Dichtkunst, der Weise, gemacht hätte, so würde ich die große Verschiedenheit des Inhalts gewiß zum Grunde nehmen, sie niemals mit jenen zu nahe zusammen zu bringen.“

Uzens nächste Sorge war, den Sieg des Liebesgottes mit einer Vertheidigungsschrift zu versehen. „Ich habe nicht gleichgültig ansehen können“, heißt es an dem Schlusse derselben, „daß Die-

jenigen als Dichter den Geschmack verderben, die als Kunstrichter mit Nutzen an seiner Verbesserung gearbeitet haben. Ich habe als Freund der Musen und des Vaterlandes in dem Sieg des Liebesgottes und bei andern Gelegenheiten meinen Eifer reden lassen und vielleicht nicht vergebens. Diese Freymüthigkeit ist die Quelle ihres unauslöschlichen Hasses. Seit der Zeit hören sie nicht auf mich zu schmähen und zu lästern, aber ich bin überzeugt, daß ihre Verläumdung meine Ehre nicht beflecken kann und ich verachte ihren Zorn."

Der arme Uz mußte es bitter büßen, daß Bodmer's Verse ihm nicht gefielen und Klopstock's Ruhm ihm übertrieben schien und — daß er nicht schweigen konnte.

„— Ich Thor, war selbst die Ursach meiner Leiden:
O welche Raserei, die zur Kritik mich trieb!"

sagt er in einer Epistel an Weisse. Dem vollen Ausdruck schmerzlicher Entrüstung aber läßt er in einem poetischen Schreiben an Gleim freien Lauf: „Wenn ein Dichter in seinem poetischen Charakter angegriffen wird", so heißt es in der Einleitung, „so kann er schweigen und der Welt das Urtheil überlassen, ob seine Verse gut oder schlecht sind; wenn hingegen sein moralischer Charakter angetastet wird, so muß er sich vertheidigen." In dem beigelegten Privatbrief fügt er dann hinzu: „Die neuen plumpen Angriffe haben mich bewogen das Schreiben drucken zu lassen. Ich sehe, daß ich mit unversöhnlichen Feinden zu thun habe. Sie bringen die Religion in's Spiel und hetzen die Theologen wider mich auf. Sollten die Zunöthigungen von Seiten der Schweizer fortfahren, so werde ich mich vertheidigen und vielleicht weiter gehen als diese Secte vermuthet. Wieland ist ein Schwärmer und ich vermuthe ihn noch unter den Quäkern zu sehen."

Gleim antwortet: „Mit Herrn Wieland habe ich so viel Mitleiden daß ich nicht umhin kann für ihn zu bitten. Zählt er mich

unter die sardanapalischen Dichter, so bin ich nicht im Geringsten darüber entrüstet. Ich wüßte von Allem was man gegen mich geschrieben hat nichts, was ich mit mehr Kaltsinn gelesen hätte. Ueber's Jahr widerruft er vielleicht Alles oder schreibt gar wider sich selbst."

Gleim erzählt dann, daß er Wieland vor einiger Zeit geschrieben habe, um ihn von seinem Vornehmen abzuhalten. Allein „eher hält man ein wildes Pferd auf der Flucht, als einen Dichter mit der Feder in der Hand, der auf seinen Feind losgehen will."

Nach diesen Erörterungen in Prosa können die poetischen Belege des Dichtergrolles in möglichster Beschränkung erscheinen.

„In meinen Adern tobt ein juvenalisch Feuer,
Der Unmuth reichet mir die scharfgestimmte Leyer.
Sey Richter, liebster Gleim! der Pöbel soll nicht richten,
O Du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt;
Der schalkhaft scherzt und frey und edel denkt! —"

So beginnt die Ode: „Die wahre Größe." In einem andern Gedichte schildert der Dichter die Macht der Verläumdung mit den grellsten Farben. „Still wie die Mitternacht lauert sie im Finstern", so sagt er, „und ihr Köcher leert sich von verderblich glühenden Pfeilen, deren Funken in der Hölle entzündet sind." Dann heißt es wieder:

„— — — Wenn Wespen Löwen wären,
So würde jüngst mein blutiges Gebein,
Zu Staub zermalmt, wo nicht verschlungen seyn."

Im Gefühl halb überwundenen Leides singt der Dichter später in seiner „ruhigen Unschuld":

„Zu meinem Schutze flammt
Der Unschuld ehrner Schild; ich ward umsonst verdammt!"

Und endlich:

„Ich schwing' an deiner Hand,
O Weisheit, mich empor! Die Tugend hat mich losgesprochen!"

Es konnte nicht fehlen, daß diese Streitsache in der deutschen Schriftstellerwelt große Theilnahme fand. Die allgemeine Achtung, in welcher Uz stand, schärfte den Tadel gegen seine Beleidiger. Die Schweizer hatten in leidenschaftlicher Unverständigkeit dem einzelnen Dichter zum Vorwurf gemacht, was Art und Weise einer ganzen Gattung der Poesie war.

„Ich weiß nicht worauf die Herrn in Zürich warten", schrieb Gleim an Ramler im August 1756. „Soll Lessing aufwachen? Er, der Geschmack, Hitze und Gelehrsamkeit genug besitzt, um sie auf ihren wahren Werth herunterzusetzen?

„Die christliche Religion ist bei Wieland das dritte Wort", schrieb Lessing. „Man prahlt gerne mit dem was man nicht hat. Empfindungen eines Christen, d. h. die ein jeder Christ haben sollte, die sind bei Wieland nicht vorhanden. Es können höchstens Empfindungen eines Christen sein, der zugleich ein witziger Kopf ist, der seine Religion zu ehren glaubt, indem er sie zum Gegenstand des schönen Denkens macht. Gelingt ihm dies, so wird er sich in seine verschönerten Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemächtigen und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sei."

In Beziehung auf die Streitsache heißt es dann: „Herr Wieland hielt sich beleidigt und anstatt seinen Gegner von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so viel frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben, verrieth so viel Haß und verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, daß einem ehrlichen Manne Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte" ([22]).

Nicolai faßte die Sache weniger tief und doch nicht minder richtig. Er nennt Wieland's Muse ein junges Mädchen, das die Betschwester spielen will, im Gegensatz zu Bodmer's Muse, die eine alte Matrone sei, der Welt vergessend und von ihr vergessen. „Es

wäre ein einziges Spektakel", sagt er, „wenn die junge Frömmigkeitslehrerin sich in eine muntere Modeschönheit verwandeln würde."

„Die Verfasser der Bibliothek haben meine Ehre sehr nachdrücklich gegen Wieland und seine Rotte in Schutz genommen," schreibt Uz an Gleim. „Ich bin sehr zufrieden mit diesen Herrn."

Der Streit zwischen Uz und Wieland bezeichnet so ziemlich den Ausgang des literarischen Kampfes überhaupt. Die Parteien waren müde geworden, denn auch die Schweizer fanden sich mit ihrer Aufgabe nun vollständig zu Ende, nachdem sie ihren eigenen schriftstellerischen Thaten die Einführung der altdeutschen Poesie in den Kreis der neuen Tagesliteratur hinzugefügt hatten durch Bodmer's Herausgabe der schwäbischen Minnesänger, des einen Theils der Nibelungen und durch das spätere Erscheinen des Parcival (23).

Als einige Jahre nachher in dem auserlesenen Kreise, welcher sich um Kleist, während seiner Krankheit in Leipzig versammelte, der Plan gefaßt wurde, nach welchem Lessing, Mendelsohn und Nicolai sich zu der neuen kritischen Zeitschrift, „Briefe die neueste Literatur betreffend," vereinigten, und als Lessing nun den leichten gefallsamen Ton anschlug, in welchen er das tödtliche Geschütz seiner vernichtenden Urtheile so anmuthig zu kleiden wußte, da unterlagen Alle, die bisher nach dem Siegerkranz gestrebt hatten, nach- und nebeneinander.

Es ging bei diesem geistigen Kriege, wie bei den großen geschichtlichen Völkerkämpfen. Die Eroberer kamen mit Feuer und Schwert um den Bildungsschatz der besiegten Feinde an sich zu nehmen und weiter zu führen. Das Urtheil der Nachwelt über die deutschen Zopfdichter wird deshalb viel sanfter und tröstlicher lauten müssen, als die gleichzeitige Kritik: Sie waren was sie sollten, sie thaten was sie konnten, sie litten was sie mußten und sie verdienen unsern Dank, wenn auch nicht unsere Bewunderung.

Für Uz war die Beendigung des Streites eine durchaus versöhnende. Dusch hatte seinen Angriff in einer Recension der neuen

Ausgabe der Uzischen Gedichte zurückgenommen und mit Wieland ging nicht lange darauf die große Veränderung vor, die aus dem zelotischen Eiferer den „Sänger der Grazien" hervorgehen ließ. Er hatte keine Ursache mehr unsern Dichter um seiner leichtfertigen Verse willen zu schelten und leistete in der Folge vollkommene Ehrenerklärung.

Ganz spät sollte ein Brief des alten Bodmer den letzten Schatten jener Vorgänge hinweglöschen ([24]).

Theodice.

Uz hatte zu dieser Zeit die Reife seiner menschlichen und die Blüthe seiner dichterischen Entwicklung in voller Heiterkeit erreicht. „Eine fröhliche Sorglosigkeit macht meinen Zustand angenehm", schreibt er an Grötzner, „obgleich keine Lieder des Scherzes mehr aus meinem Munde erschallen". Er ermahnt den etwas trübe gestimmten Freund sich mit heiteren Dingen zu beschäftigen. „Glauben Sie mir, kein Zustand ist unerträglicher als eine gewisse Langueur, die alle Freude abgeschmacktmacht. Bemühen Sie sich lieber recht traurig zu werden und in Thränen zu zerfließen als länger in schmachtenden Zustand zu verharren." Er räth ihm Alles daran zu setzen, um den Geist in Wirksamkeit zu bringen und verspricht Proben seiner Muse, die anfinge ganz ernsthaft und altklug zu werden, so lustig er selber auch sei."

Uz hatte sich denn auch wirklich dem ernsten Lehrgedicht vollständig zugewandt. In einer Reihe von Oden: „an die Glückseligkeit", „an die Weisheit", „die Dichtkunst", war er maaßvollen Schrittes vorwärtsgegangen bis zu dem Punkte, an welchem die vollkommene Verschmelzung seiner philosophischen, sittlichen und religiösen Anschauungen mit seinem dichterischen Gefühl für ihn möglich geworden war. Das Schöne nützlich, das Gute

angenehm zu machen, den Genuß zu veredeln, den Schmerz zu vergeistigen, die Nothwendigkeit zur freien Willensäußerung zu erheben und stets das Einzelne im Lichte des Ganzen zu betrachten: Das war in mancherlei Gestaltung der Inhalt seiner Poesie wie seiner Lebenserfahrung. Eine Lehre der Ausgleichung und Versöhnung den Gegensätzen des Lebens gegenüber. Eigentlich ein wenig von der Weisheit der Biene, die Honig aus allen Blumen saugt.

„Die gütige Natur verlangt nicht unsre Plage;
O, ruhten wir an ihrer Brust,
Und ließen ihr die Wahl der bessern Lust,
Wie ruhig flössen unsre Tage!"

„Die Freude, welche sie mit sanfter Hand bereitet,
Reizt ungekauft, ermüdet nicht;
Ist ruhig, rein, sanft wie das Morgenlicht,
Das über frische Rosen gleitet."

Eine gewisse selbstbewußte Steigerung läßt sich in einigen der späteren Gedichte nicht verkennen:

„Der Wahrheit ernste Stimme erschallt in meinem Busen,
Hört eure Lehrerin! Sie selbst hat mich ernannt,
Und auf den Flügeln süßer Musen
Zu euch, ihr Sterblichen, gesandt."

Die Lehre wird dann auf den Boden der That gestellt und der Dichter macht die freilich nicht ganz neue Nutzanwendung:

„Vergebens flammten mir so vieler Tage Sonnen,
Wenn ich, vom Schöpfer aufgestellt,
Als Bürger einer Welt,
Durch eine gute That nicht jeden Tag gewann."

Die ewige Weltordnung als höchste Güte, das Aufgehen in ihrer Harmonie als einzig unverlierbares Glück, als vollgültiger Trost für alles Erdenleid ist der Grundgedanke des Gedichtes Theodice, von welchem es damals hieß, das kein gebildeter Deutscher aus dem Jünglingsalter treten sollte, ohne diesen Gesang

der Weisheit zu kennen und den Werth desselben nach Kräften empfunden zu haben.

Der Dichter wagte hier den höchsten Flug der Odendichtung in einer Kühnheit, die Klopstock kaum zu überbieten vermochte.

„Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf: ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabener klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen?"

Man sieht, bescheiden war der Odendichter nicht! — Er will die Spötter demüthigen, die der Welt den Ruhm der höheren Weisheit vor ihrem Schöpfer gönnen. Das Heiligthum des Schicksals wird ihm von Leibnitz aufgeschlossen. Licht bezeichnet seine Pfade. Die Risse liegen vor ihm aufgeschlagen, nach denen, auf den Wink der schaffenden Gottheit, das Reich des Möglichen aus der alten Nacht emporstieg."

„Vor welcher Sonne frühem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie wenn aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug entspringt,
Und Reiz die große Weite schmücket,
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket."

„Ich habe mich emporgeschwungen,
Wie groß wird mir die Welt!"

So singt unser Uz und bezeugt sich damit als wahrer Dichter dem die Welt nicht klein wird, wenn das eigene Leben sich einengt.

Die Klarheit, Weisheit und Zweckmäßigkeit der Weltenschöpfung, ihr Ineinandergreifen im Kleinen wie im Großen, die Untrennbarkeit ihrer wunderbaren Fügung ist Inhalt der zweiten Hälfte des Gedichtes. Auch mit dem unabwendbaren Uebel, mit Sünde und Leid weiß der Dichter sich abzufinden. Er erblickt die ewige Ordnung auch da, wo das Unrecht siegt und die Tugend

5*

weint. „Könnten wir die Welt im Ganzen überschauen", sagt er, „so würden sich die dunklen Flecken in Licht verwandeln."

Die Theodice ward zur Zeit ihres Erscheinens als Gipfel und unübertreffliches Muster der Lehrdichtung überhaupt, als ein in Inhalt und Form vollendetes, für alle Zeiten geschaffenes Kunstwerk angesehen. Mit der ernsten, glanzvollen Begriffswelt die der Dichter wie hinter einem weit und hoch aufgerolltem Vorhang enthüllte, war zugleich die Poesie seiner heiteren irdischen Lebensweisheit gekrönt und zu vollem Abschluß gebracht.

Einst hatte er gesungen:

„Wenn mich ein Kummer drückt, so mag die Muse schweigen,
Den Nachtigallen gleich, die unter grünen Zweigen
Nur singen wenn sie sich erfreun.
Welch ächter Priester froher Musen vermischt mit Thränen seinen Wein?"

In Wahrheit ist die Theodice der Wendepunkt für die poetische Wirksamkeit unseres Dichters geworden. Nachdem er dem prächtigen Gefäß der Ode seinen eigenen vollen sittlichen Gehalt anvertraut hatte, blieb ihm wenig mehr zu thun übrig. Denn in voller Rüstung trat der Geist des Jahrhunderts nun der alten Schule gegenüber, die liebevoll gepflegte Form zertrümmern um ihren Inhalt auf den harten Boden der Kritik auszugießen. Daß Uz der Zeit und ihren Forderungen durch freiwilliges Verzichten sich unterwarf verdient mindestens eben so viel Anerkennung als die in seinen Gedichten enthaltenen Weisheitslehren.

Was Gleim gelang, der mit seinem feurigen Kinderglauben an sich selbst frischen Anlauf nahm und, von vaterländischer Begeisterung getragen, noch eine Weile mit dem Strome vorwärts trieb, das vermochte Uz nicht nachzuahmen. Die gewaltige Zeit — es war der Anfang des siebenjährigen Krieges — konnte ihn nicht zu der enthusiastischen Erhebung antreiben, die von den Lippen der andern Dichter strömte. Uz haßte den Krieg.

„Mein schüchtern Saitenspiel sträubt in verwöhnten Händen,
O Gleim, sich wider kriegrisch Lob,
Und traurt, seit Zwietracht sich erhob
Und Helden edles Blut verschwenden.“

Er ruft den Fürsten zu:

„Seht eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach, dies betrogne Volk ergab
Sich unter euern Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.“

„Die unglücklichen Zeiten in welchen wir leben, muntern mich nicht auf Briefe zu schreiben und Verse zu machen“, schrieb Uz im Sommer 1757 an Gleim. „Trauriger Zwiespalt, wo man mehr seufzen als reden kann.“

Gleim indeß unter der heiteren Maske des Grenadiers stimmte sein helles Lied an:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sey es Krieg!
Berlin sey Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!“

Uz errieth erst an dem Grenadierlied nach der Roßbacher Schlacht, das ihm von befreundeter Hand zugesandt wurde, den verkappten Halberstädter Dichter.

„Die Grenadierlieder sind lauter Meisterstücke“, schreibt er an Freund Grötzner. „Aber wissen Sie, daß dieser Grenadier Niemand anders ist, als unser Gleim?“

Während Gleim durch den frischen natürlichen Klang seiner Kriegslieder sich neuen Ruhm erwarb und seine Berliner Verbindungen, namentlich die vertraute Freundschaft mit Kleist ihn mitten in dem Strome der politischen Ereignisse erhielten, spann sich Uz immer enger in das Anspacher Leben und in seinen nächsten Freundeskreis ein. Uz nannte diesen Verein „seine Zechgesellschaft.“ Hier wurden bei blinkenden Gläsern und duftendem Weine die begeisterten Oden zuerst vorgetragen; nicht von dem Dichter, der

wie er selbst versicherte, Verse nur ganz abscheulich lesen konnte, aber von seinem Freunde, dem Hof- Kammer- und Landschaftsrath Hirsch, einem in dem Fürstenthume vielbeschäftigten und einflußreichen Beamten und feinsinnigen gelehrten Literaturfreund. Zu diesem vertrauten Kreis gehörten noch der Hof- und Regierungsrath Christ, welcher neben seinem juristischen Amte die Aufsicht über die Schloßbibliothek führte, dann der Hofprediger und Generalsuperintendent Junkheim und endlich ein Anspacher junger Dichter, Friedrich von Cronegk.

Dieser letzte Name, welcher hier spät zum erstenmal genannt ist, wird uns hoffentlich am Schlusse dieser Blätter lieb und vertraut klingen, wie die Worte Jugend und Poesie, die er lebendig vergegenwärtigt.

Theateranfänge.

Es ist nur zu wahr, daß allein das organische Wachsthum in der Natur vom ersten bis zum letzten Schritt eine ungetrübte Schönheit zeigt. Die geschichtliche Entwicklung kommt, als Menschenwerk, ohne überflüssige und unschöne Zuthaten nicht vorwärts.

Wir müssen noch einmal nach Leipzig zurückkehren; nach dem gelehrten literaturerfüllten Leipzig, auf welches man damals wohl Ulrich von Hutten's Wort anwenden konnte: „Die Geister erwachen, die Studien blühen", und wo es, wie Lessing durch die That bewies, „eine Lust war zu leben."

Nach Leipzig — zu Gottsched! — Warum nicht? — Doch sind es glücklicherweise nicht mehr die Streitigkeiten der Dichter, nicht die „anmuthigen Gelehrsamkeiten" und „Belustigungen", die uns dort beschäftigen. Nein! Wir wandeln gemächlich zum Thore hin-

aus, nach dem ehemals Bose'schen Garten, wo gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einer Bretterbude die ersten regelrechten deutschen Schauspiele aufgeführt wurden und zwar unter der Leitung einer Frau, die durch ihr eigenthümlich scharfsinniges und enthusiastisches Wesen und durch ihre energische Wirksamkeit wohl geeignet war einen Platz in der deutschen Bildungsgeschichte einzunehmen.

Der Uebergang von den rohen mittelalterlichen Stegreifkomödien zu dem künstlerischen Schauspiel der Neuzeit ist in jeder Literaturgeschichte ausführlich verzeichnet; und doch wird es uns schwer anzunehmen, daß unser Theater nicht viel über ein Jahrhundert alt ist. Zu der Zeit, von welcher wir reden, hatte die dramatische Kunst noch keine feste Heimath in Deutschland gefunden. Niemand dachte an eine stehende Bühne. Wandernde Gesellschaften waren es, „Banden" wie sie genannt wurden, die zu Messen, Krönungen, hohen Vermählungsfeierlichkeiten und Carnevalsfesten, bald hier, bald dort ihre Buden aufschlugen, wie jetzt etwa Seiltänzer und englische Reiter. Die Schauspieler standen mit ihnen in gleichem Range. Nach der Meinung ihrer Zeit trieben sie ein unehrliches Handwerk.

Und abermals muß nun, wenn gleich mit ein wenig Widerstreben, Gottsched's Lob verkündigt werden, der neben seinen sonstigen Literaturthaten auch hier der Erste war, welcher auf Verbesserung und Umgestaltung sann. Die herumziehenden Schauspielertruppen erschienen ihm so recht geeignet, als Sendboten seine neuen Bildungsideen über das ganze deutsche Land zu verbreiten. Selbst Lessing mußte hier das Verdienst Gottsched's anerkennen. „Mit unserer dramatischen Kunst sahe es elend aus", sagt er in den Literaturbriefen. „Man wußte nichts von Regeln, man kümmerte sich um keine Muster. Unsere Staats- und Heldenactionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsere Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereien. Prügel waren die witzigsten Einfälle derselben. Die Verderbniß des Theaters einzusehen

brauchte man eben nicht der feinste Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der Erste, der es einsah; er war nur der Erste, der sich Kräfte genug zutraute ihm abzuhelfen."

Zu ihrer Zeit galt die Neuber'sche Schauspielergesellschaft, welche in dem Bose'schen Garten zu Leipzig spielte, für die beste in Deutschland. Frau Neuber, oder wie sie nach damaligem Sprachgebrauch genannt wurde, die Neuberin, war eine großangelegte Natur, deren Leben in dem Elend des wandernden Komödiantenthums verkümmerte und die mit Ehren die Märtyrerkrone der deutschen Bühnenkunst getragen hat.

Nach einer unter den Mißhandlungen eines tyrannischen Vaters vertrauerten Jugend und nach zweimaliger Flucht aus dem väterlichen Hause, hatte sie als neuvermählte Frau die Bühne zum erstenmal im Jahr 1718 und zwar in der kleinen sächsischen Residenz Weissenfels betreten (25).

Als in den Vierziger Jahren Gottsched so klug war, die Neuberin zum Werkzeug seiner Reformpläne zu erwählen, stand sie allein, von ihrem Manne verlassen, der es vorzog in Rußland sein Glück zu versuchen. Der Gedanke an Verbesserung des Theaters erfüllte sie allsogleich mit heller Begeisterung. Sie sah sich im Geiste als Gründerin einer neuen Bildungsepoche und ging mit dem ihr eigenen gewaltthätigen Eifer an das Werk. Der erste Schritt war die Verbannung des alten Hanswurst von der Bühne zu Gunsten neuer, nach französischem Muster verfaßter Theaterstücke, mit welchen Herr und Frau Gottsched und ihr nächster Freundeskreis, darunter Elias Schlegel, das junge Theater versahen. Von Gottsched's Hauptstück, dem sterbenden Cato, sagten die schweizerischen Gegner, daß es aus fremden Lappen mit Kleister und Scheere zusammengeflickt sei. Die Lustspiele der Frau Gottsched sind wohl nicht minder fremder und derber Art gewesen.

Nach dreizehnjähriger Arbeit Gottsched's und seiner Genossen — es war ein poetisch dramatisches Fabrikwesen — hatten sich fünf-

undvierzig Stücke angesammelt, von welchen siebenundzwanzig Uebersetzungen, die übrigen Originalstücke waren; nach unserem Sinne alle unbrauchbar, unbegreiflich in Geschmacklosigkeit und Unnatur.

Die Darstellung gehörte demselben Geiste an. Uebertrieben pathetische Deklamation, wozu die gereimten Alexandriner die beste Gelegenheit gaben; die Mimik geziert, das Tänzerhafte überall vorherrschend; dazu das lächerliche Kostüm! Die antiken Helden im gestickten Frack, mit Lockenperrücke und Galladegen, den bebänderten dreieckigen Hut unter dem Arme. Die Heldinen im Reifrock mit gepudertem Toupé, das wehende Schnupftuch anstatt des Fächers in der Hand!

Für bühnenmäßiges Auftreten der Schauspieler nach solchen Regeln und für tadelloses Einstudiren der Rollen sorgte die Neuber mit der größten Aufmerksamkeit; nicht minder sah sie auf Sitte und Betragen ihrer Gesellschaft, die sie wie Familienangehörige betrachtete. Sie war tief durchdrungen von der sittlichen Größe ihrer Aufgabe. „Gut muß doch gut bleiben“, schrieb sie an Gottsched von Hamburg aus. „Wir hoffen durch ihre Beyhülfe noch durchzudringen.“ ([26]).

Daß übrigens zwei so entschieden und verschieden ausgeprägte Naturen wie der des Herrschens gewohnte Professor und die auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Schauspielerin nicht lange einträchtig zusammenwirken konnten, ist leicht zu begreifen. Zudem nützten sich die Gottsched'schen französisch-vernünftigen Regeln allmählig ab und wurden langweilig, wie Alles, was nicht aus der Phantasie ewige Jugend schöpft. Als Lessing in Leipzig sich dem Theater zuwandte und die Erbschaft Gottsched's bei dessen Lebzeiten an sich riß, mußte natürlich der Rückschlag zuerst die Bühne treffen.

Lessing arbeitete damals mit seinem Freunde Christian Felix Weiße, dem späteren Tragödiendichter, Steuereinnehmer und Kinderfreund gemeinschaftlich. Sie schrieben Komödien, übersetzten einzelne Stücke aus dem Französischen oder Englischen, für die sie Freibillets

anstatt des Honorars von Frau Neuber annahmen. Lessing bekümmerte sich um Alles was das Theater betraf; er war hinter den Coulissen zuhause wie in dem Zuschauerraum. Sein Wesen durchdrang die Schauspieler mit einem neuen Geistesstrom. Vor allen Andern ward die Neuber mächtig ergriffen. Mit demselben Eifer, mit dem sie Gottsched's Plane erfaßt hatte, wandte sie sich jetzt dem jüngeren Gestirn zu; und, wie es gewaltsam thatkräftigen Menschen öfters eigen ist, daß sie über ihr augenblickliches Thun nicht hinaussehen können und in dem gegenwärtigen Schritt stets den einzigen erblicken, so wußte sie sich gar bald des Hohnes und Grolles gegen den früher von ihr so hoch verehrten Leipziger Meister kein Ende. Sie ging so weit seine Person in einer selbstverfaßten Parodie auf die Bühne zu bringen.

Ueber jene Vorgänge haben wir den Bericht eines wohlbekannten Augenzeugen. Uz hatte im Jahre 1744 an Gleim auf dessen Befragen geschrieben: „Ich habe in Leipzig die Neubersche Bande öfters spielen gesehen, die in vielen Theilen dieser Kunst vortrefflich ist, in andern Stücken wieder nicht. Es wurde die Neuberin in dem zur vergangenen Ostermesse herausgekommenen Theil der Beyträge getadelt und insonderheit, daß sie die Wahrscheinlichkeit in der Action und Kleidung der Ihrigen vielmals beleidige, namentlich durch die Pariser Kleidermoden. Für diesen Tadel hatte sie Gottsched in Verdacht." Uz erzählt dann weiter, daß auf die Ankündigung „eines Stückes nach den schärfsten Regeln der Wahrscheinlichkeit", vor einer dichtgedrängten Zuschauermenge das bewußte Vorspiel der Neuberin, „der Tadler" aufgeführt worden sei, welches nichts enthalten habe, als was auf alle andern Tadler und Kritiker eben so gut wie auf Gottsched sich beziehen konnte. Darauf sei der dritte Act des sterbenden Cato gefolgt und zwar in römischem Kostüm, „welches eben nur lächerlich erschien, weil man es nicht gewohnt ist." Der Hauptangriff auf Gottsched lag in der verkehrten, wie Uz sagt, „burleskenmäßigen" Art der Deklamation: „als wenn die Helden Har-

lequine wären", was aber nicht auf Gottsched, sondern auf die Schauspieler selbst zurückgefallen sei, „die beinahe ausgezischt worden wären."

Daß Gottsched selbst anwesend war und daß die öffentliche Verhöhnung durch den Grafen Brühl begünstigt wurde, soll hier nur beiläufig bemerkt sein.

Seit jener unfeinen Ueberhebung war Glück und Gelingen von der Neuber gewichen. Nachdem sie durch die Darstellung „des jungen Gelehrten" Lessing's Einführung auf der Bühne vermittelt hatte, war ihre Aufgabe erfüllt und die Fortbildung der Schauspielkunst ging auf andere Gesellschaften wie die von Koch, Schönemann, Ackermann über, die sie mit wunderbarer Raschheit auf den Gipfel führten. Die Neubersche Truppe löste sich, wie Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst sagt, still und kläglich auf. Frau Neuber selbst konnte sich mit ihrem für die neuere Schule zu hochgetragenen, gespreizten Deklamationsvortrag als Schauspielerin keine Geltung mehr verschaffen. Es kam ein trauriges Alter.

Möge es erlaubt sein, mit einigen kurzen Worten ihres Ausgangs zu gedenken.

Der Beginn des siebenjährigen Krieges stürzte sie und ihren, indeß aus Rußland arm zurückgekehrten Mann, in die tiefste Noth. In dem Hause des königlichen Leibarztes Löber zu Dresden fanden die Neuber'schen Eheleute freie Wohnung, die sie ab und zu mit preussischer Einquartierung theilen mußten. „Der Arbeitstisch der Frau Neuber war den feindlichen Soldaten heilig; keiner legte eine Tabakspfeife darauf." Preussische Soldaten haben in dieser Zeit auch ihren Mann zu Grab getragen. Bei dem Dresdner Bombardement im Jahr 1760 flüchtete die Neuber mit der Familie Löber nach dem benachbarten Dorfe Laubegast, wo man ihr ein Stübchen einräumte. Sie erkrankte schwer, und da der Hausbesitzer nicht dulden wollte, daß eine Schauspielerin in seinem Hause sterbe, so ward sie in einer anderen kleinen Hütte untergebracht, wo ihre Fenster auf die Pillnitzer Weinberge gingen.

Die alte Frau fiel bei diesem Anblick auf die Kniee und betete mit den Worten des Psalmisten: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt!"

Sie starb in Frieden. Ein ehrlich Begräbniß ward ihr als Schauspielerin nicht gewährt. Der Pfarrer wollte das Thor des Kirchhofs nicht öffnen lassen und der Sarg ward, wie es hieß, über die Mauer geworfen. Vor einigen Jahren hat man das Grab entdeckt und, wenn die Nachricht nicht trügt, einen einfachen Leichenstein setzen lassen (27).

Wenn unsere Gedanken über die Pracht der jetzigen Schauspielhäuser und über den freilich oft betrüglichen Glanz des heutigen Künstlerlebens hinschweifen, und dann haften bleiben, an dem verlassenen Winkel bei der Kirchhofmauer in Laubegast, wo der halsstarrige Sinn, die stolze Unabhängigkeit, die uneigennützige Rücksichtslosigkeit und all die heftige, überreizte Thatkraft der ersten deutschen Schauspielerin Ruhe fand, so mag uns wohl eine tiefe Wehmuth beschleichen. Der Trost, daß Dasjenige, was der Mensch mit seinem ganzen Wollen erstrebt, ihn rein und ungetrübt überdauert, wenn auch das Leben selbst von scheinbar mißlungener Arbeit, von Kampf und Irrthum vielfach verdüstert ist, — dieser Trost ist den Nachgebornen ein leicht zu erwerbendes Gut.

Fortsetzung.

Lessing's erste dramatische Dichtungen, wie: „der junge Gelehrte", „der Freigeist", „der Geizige", „die Juden", sind von uns schon lange als völlig veraltet zurückgelegt worden. In der Zeit ihres Entstehens freilich, hat man sie als Meisterwerke begrüßt. Es war nicht Lessing's Art Unerhörtes, nie Dagewesenes zu schaffen; er liebte es im Gegentheil an dem was vorhanden war anzuknüpfen.

Um das, was er geleistet recht zu begreifen und zu würdigen, muß man es mit dem vergleichen, was er vorgefunden hat.

Wir wollen dies auf dem Felde der dramatischen Poesie durch einige kleine Auszüge versuchen, für deren Abdruck man billigerweise um Entschuldigung nachsuchen müßte, wenn sie nicht an so passender Stelle hier stünden.

Im dritten Auftritt des ersten Actes von Gottsched's Hauptwerk, „der sterbende Cato" versucht Cäsar den starren Sinn des Republikaners zu besänftigen:

„Nun, Cato, endlich ist der Wunsch mir eingetroffen,
Daß ich einmal vertraulich mit dir reden kann.
Ich biete Welschland jetzt in dir den Frieden an.
Komm, schleuß ihn selbst mit mir, und mach der Noth ein Ende,
Das hart bedrängte Rom sieht nur auf unsre Hände;
Versammle deinen Rath und schaff' auf diesen Tag,
Daß jedermann die Frucht der Eintracht ärndten mag.
Die ganze Bürgerschaft verbanne Haß und Rache,
Indem ich dich nebst mir zum Bürgermeister mache."

Auf Cato's Weigerung erinnert Cäsar, daß die Römer von seiner Gnade abhängen, worauf Cato seinerseits Cäsar auffordert die Gnade der Römer anzuflehen um Verzeihung für seine Herrschbegier zu erlangen:

„Wie nun? Du schweigst? O Rom! O Vaterland!
Hast du dem Barbar nicht viel Gutes zugewandt?
Und er bestimmt Dir stets ein größer Ungelücke!
Die Götter zeigen uns viel zornerfüllte Blicke;
Rom streitet mit sich selbst; die Mutter haßt den Sohn,
Der Legionen Zahl spricht ihren Brüdern Hohn,
Man sieht der Römer Blut auf Römerhände spritzen,
Die Helden, welche sonst Gesetz und Recht beschützen,
Ersticken die Natur und schänden ihr Geboth.
Die Väter streben nur nach ihrer Kinder Tod,
Die Kinder suchen nichts als ihrer Väter Leichen,
Die Mütter sind bemüht dem Jammer zu entweichen,
Und stürzen sich zuvor in Beyder bloßes Schwerdt.
Die Herrschaft, Cäsar, ist's was deine Brust begehrt."

Es heißt wirklich so! — Denken wir uns diese Verse im Munde eines perrückengewaltigen Schauspielers mit vollem Pathos gesprochen!

Doch ist auch die Prosa der Schweizer in ihren Tragödien antiken Stoffes sehr der Erwähnung werth; besonders möchte Bodmer's Oedipus eine ergiebige Ausbeute von charakteristischen Stellen aufzuweisen haben. Herr von Schönaich hatte nicht so unrecht in einer besondern kleinen Schrift — er nannte sie, „Aesthetik in einer Nuß" eine Sammlung solch wunderlich gespreizter Redensarten, wie sie die junge Literatur zu Tage brachte, anzulegen. Er vergaß nur seine eigenen und die seines Meisters hinzuzufügen.

„Rede mein gütiger König, damit ich den Wohlthäter Thebens durch's Ohr erblicke."

„Laß meine Augen eine völlige unersättliche Weide auf deinem Angesicht nehmen."

„Was hilft mir's, daß mein Herz weiß ist, wenn meine Thaten schwarz sind.

„O möchte dieser Kuß sichtbare Ziffern in deine Hand eindrücken, daß du in deiner Entfernung die Schmerzen deiner Frau darin lesen könntest, die blutige Seufzer nach dir athmet" ([28]).

Die rührenden Komödien des guten, vortrefflichen Gellert gehören zwar einer ganz andern Richtung an und stehen in Erfindung und Form auf einer viel höheren Stufe. Doch sind auch sie mit so vielen Zeugnissen eines unfreiwilligen Humors gemischt, daß wir sie nicht ganz übergehen können. In den „zärtlichen Schwestern" lautet die Antwort des redlichen Liebhabers auf das zuvorkommende Liebesgeständniß seiner Dame folgendermaßen:

„Vortreffliche Juliane!" — (Der wohlerzogene junge Mann ist verlegen und stockt) — „ich bin — doch es ist mir kein Gedanke anständig genug für Sie. — Dieses ist Alles was ich Ihnen in der Entzückung erwiedern kann."

Lessing's Freund und Studiengenosse, Weiße, bei seiner be-

deutenden poetischen Wirksamkeit, schrieb auch in späterer Zeit noch vielfach im Styl der alten Schule, in welcher der Rythmus des Verses die poetische Empfindung und der Reim den Gedanken erstickt. Als Crispus, der Sohn des Kaiser Constantin an Gift stirbt, nimmt er, seine Seele aushauchend, folgenden Abschied von seinem treuen Lehrer und seiner Geliebten:

„Lebt wohl! — Umarme mich! — Wie heiß brennt deine Thräne!
Mein väterlicher Freund wach über diese Schöne!"

In Eduard dem Dritten spricht die Königin Isabella zu ihrem verbrecherischem Geliebten:

„Und ich — elendes Weib — zog ihm, dem besten Fürsten
Ein Ungeheuer vor, das mich nach Blute dürsten,
Und meinem Herzen selbst mich widersteh'n gelehrt.
Sprich Ungeheuer! sprich — sprich selbst — was bist du werth?"

Das Ungeheuer antwortet ganz gelassen:

„Auf Englands Thron zu sitzen! —

Vielleicht mögen diese wenigen Beispiele genügen um einen entfernten Begriff von dem Eindruck zu geben, welchen Lessing's Sara Sampson hervorbringen mußte. Mit wie vielen Fäden das Stück auch noch an die alte Schule geknüpft schien, der Fortschritt war doch sehr groß. Von den fernen Thronen der Vergangenheit, auf denen die Tragödie sich bis jetzt bewegt hatte, aus den steifen Formeln eines hergebrachten Musterzwangs trat sie mit einemmale dem Zuschauer menschlich nahe, indem sie sich in den Kreis des bürgerlichen Lebens heimisch machte und in die Tiefen individueller Herzens- und Seelenkämpfe eindrang. Zum erstenmal hörte man auf der Bühne die Sprache der Wahrheit, der Natur, der Leidenschaft. Der Erfolg war groß und überraschend. Im Theater gerührt und erschüttert zu werden, war etwas so Neues!

Von der ersten Aufführung der Sara in Frankfurt an der Oder berichtet Ramler an Gleim, daß die Zuschauer drei und eine halb Stunde lang „gesessen hätten wie Statuen" — „und geweint!" —

Der nüchterne Herr Nicolai fühlt sich gedrungen an Lessing zu schreiben:

„Ich muß Ihnen sagen, daß ich ungemein gerührt worden bin und bis an den Anfang des fünften Actes öfter geweint habe, daß ich aber am Ende desselben und bei der ganzen Scene mit der Sara vor starker Rührung nicht habe weinen können.“

„Welch ein weiter Weg von dem sterbenden Cato bis zur sterbenden Sara!“ ruft Gleim aus (29).

Am folgereichsten zeigte sich die Wirkung natürlich auf Dichter und Schauspieler. Es war wie eine geöffnete Thüre in das Reich der dramatischen Kunst. Lessing war darin überhaupt wunderbar, daß er fast in allen Zweigen der Literatur ein solches Führeramt auf sich nahm und aus lauter Einsicht, wie eine Sache nicht sein sollte, sie so machte wie sie richtig war. Die Gelehrten nennen dies, „produktive Kritik.“

Das Interesse für das Theater war nun einmal erwacht und ließ sich nicht zurückdrängen. In Lessing's Kreis zu Leipzig, in Berlin mit Mendelsohn und Nicolai wurde über dieses Thema philosophisch und ästhetisch vielfach verhandelt. Um das Drama kräftig zu fördern vermochte Lessing seinen Freund Nicolai, der indessen das Haupt einer bedeutenden Buchhandlung geworden war, in der Bibliothek der schönen Wissenschaften einen Preis von fünfzig Thalern für das beste bis Ende des Jahres 1757 eingehende Trauerspiel auszuschreiben.

Von den zu dieser Preisbewerbung eingegangenen Stücken sind zwei bekannt geworden. „Der Freigeist“, ein wildes, ungeheuerliches Familiendrama, dessen Verfasser, ein junger, sehr talentvoller Dichter Namens „Brawe“, bald nach der Veröffentlichung dieses, seines Erstlingswerkes, im neunzehnten Jahre seines Alters starb; und ein anonymes Trauerspiel unter dem Titel „Codrus“, welchem schließlich, der größeren Formenvollendung wegen der Preis zuerkannt wurde. Beide Stücke sind in dem Anhang zum zweiten Bande

der Bibliothek der schönen Wissenschaften abgedruckt und zwar mit folgender Vorrede:

„Wir haben das unerwartete Vergnügen gehabt, daß unter den zum Preis eingesandten Stücken keines gänzlich schlecht gewesen ist. Bei dem gegenwärtigen Zustande des deutschen Theaters mußte man gerade das Gegentheil vermuthen und es würde in der That das Glück beinahe allzugroß gewesen seyn, wenn wir ein Stück erhalten hätten, welches gänzlich gut wäre. Wir gestehen also gerne, daß wir mit den eingesandten Stücken nicht durchaus zufrieden sind und nur demjenigen den Preis zuerkannt haben, welches uns vor den übrigen einen Vorrang zu haben schien. Dieses war das Stück, welches Codrus betitelt war und den Wahlspruch: „Codrus pro patria non timidus mori", führte. Der dazu gehörige versiegelte Zettel wurde geöffnet. Wir wurden in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, als sich darin blos folgende Anzeige ohne Namensunterschrift befand:

„Wenn dieses Trauerspiel den Preis erhalten sollte, so werden die Verfasser der Bibliothek ersucht, entweder mit denen diesmal darauf gesetzten fünfzig Reichsthalern den Preis des folgenden Jahres zu vergrößern, oder selbige sonsten auf eine den schönen Wissenschaften zuträgliche Art zu verwenden."

„Wir ersuchten durch eine in verschiedenen Zeitungen eingerückte Nachricht den Herrn Verfasser sich zu nennen, blieben aber noch in Ungewißheit, bis wir endlich von zweyen uns sonst gänzlich unbekannten jungen Freunden des Herrn Verfassers nachfolgendes Schreiben erhielten:"

Es folgt nun der Abdruck eines sehr langen Briefes von zwei in Frankfurt an der Oder studirenden jungen Anspachern, Georg Carl Siegmund Strebel, der Rechte, und Georg Ludwig Vogel, der Gottesgelahrtheit Beflissenem. Im Wesentlichen ist der Inhalt des Schreibens folgender:

„Die Nachricht, die Sie in das achtzehnte Stück der Voßischen Zeitung setzen ließen, veranlaßt dieses Schreiben. Sie melden, daß

das Trauerspiel Codrus den Preis erhalten habe und bitten den Verfasser seinen Namen bekannt zu machen. Sie wollen ihn gerne bei der Herausgabe nennen."

„Hätte der Herr Verfasser länger gelebt, so würden Sie seinen Namen schwerlich erfahren haben. Was aber bei ihm Bescheidenheit war, das würde für uns strafbare Nachläßigkeit seyn. Wir haben die Ehre Ihnen zu sagen, daß der Hof- und Regierungsrath, Herr Johann Friedrich Baron von Cronegk aus Anspach, den Codrus geschrieben hat. Dieser große Geist ist der Wissenschaft durch einen frühzeitigen Tod entrissen worden. Er starb vor wenigen Wochen den 1. Januar früh ein Viertel auf Ein Uhr im sechsundzwanzigsten Jahre seines Alters."

Eine warme liebevolle Schilderung des Verstorbenen schließt mit den Worten: „Sein Sterbetag wird allezeit einer der betrübtesten Tage unseres Lebens seyn. Nie soll er ohne stille, der Freundschaft heilige Zähren vorübergehen."

Das Datum ist: Frankfurt a. d. O.
Den 24. Februar 1758.

„Wir sind durch diese Nachricht sehr gerührt worden", fügen die Verfasser der Bibliothek hinzu. „Wie ist das deutsche Theater zu beklagen, dem das Schicksal Elias Schlegeln in seiner besten Blüthe raubte, und welchem jetzt wieder ein junger Dichter entzogen wird, der demselben gewiß viele Ehre gemacht haben würde."

So sehr groß war die Ueberraschung der Verfasser der Bibliothek über die Enthüllungen der jungen Anspacher nun doch eben nicht. Nicolai hatte schon im März 1757 an Lessing geschrieben „Hier bekommen Sie auch noch das Trauerspiel Codrus, welches zum Preise eingelaufen ist. Sie werden sehen, daß es viel Schönes, aber auch viel Schlechtes enthält. Ich vermuthe aus einigen Anzeigen, daß der Herr Baron von Cronegk aus Anspach der Ver-

fasser sey. Sie müssen es lesen, Ihr Urtheil pünktlich schreiben und es wieder senden."

In einem Briefe Lessing's an Nicolai vom Januar 1758 findet sich folgende Stelle:

„Ich bin mit dem, was Sie vom Codrus und Freigeist sagen größtentheils Ihrer Meinung. Ertheilen Sie also immerhin dem Codrus den Preis. Aber haben Sie schon gehört, daß der Verfasser desselben, der Herr von Cronegk vor einigen Wochen in Nürnberg an den Blattern gestorben ist? Es ist wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird — die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wissen sollten, daß er der Verfasser des Codrus gewesen, so darf sein Tod Sie auch nicht abhalten sein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umstand für Ihre Bibliothek entstehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten schlagen und das nächstemal 100 Thlr., wenn Sie wollen, aussetzen können. Allein alsdann wäre meine Meinung, daß es nochmals bei einem Trauerspiel bleiben müßte. Unterdessen würde das Stück eines jungen Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verspreche; denn er arbeitet so ziemlich wie ich; er macht alle sieben Tage sieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich seinen Plan und streicht unaufhörlich von dem Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet ist eine bürgerliche Virginia, der er den Namen Emilia Galotti gegeben hat".

Lessing war sicherlich in großer Geldnoth, als ihm die hundert Thaler der Bibliothek so lockend erschienen. Wir wollen nicht glauben, daß Rücksichten solcher Art bei Ertheilung des Preises mitgewirkt haben. Daß Lessing's Plan, sich bei der nächsten Preisbewerbung zu betheiligen, ein vorübergehender war, hat die Folge gelehrt.

Johann Friedrich von Cronegk.

Es ist wohl eine seltsame Weise die Lebensschilderung eines Menschen mit seinem Tode zu beginnen. Der Leser muß es freundlich verzeihen, wenn das Dasein einer verschollenen literarischen Persönlichkeit hier erst durch unwiderlegbare Beweise festgestellt wird, ehe sie selbsthandelnd in den Vordergrund tritt. Der Tod besiegelt das Leben wie der Stempel die Urkunde.

Cronegk's Name ist selbst in dem Andenken der Bücherfreunde beinahe völlig verschwunden. Eine kurze Bemerkung in den Literaturgeschichten, welche ihn mit Angabe des Geburts- und Todesjahres als dramatischen Dichter bezeichnet, ist Alles was von seinem Leben und Streben und von seinen Dichtungen für uns übrig geblieben ist. Nur in einigen in Süddeutschland eingeführten Gesangbüchern findet sich noch ein oder das andere Lied von Cronegk, freilich fast bis zur Unkenntlichkeit verändert und umgedichtet. So z. B. Das Abendlied:

„Herr, es gescheh dein Wille,
Der Leib, der geht zur Ruh.
Es fallen in der Stille
Die müden Augen zu."

Wie Mancher von uns hat das Lied als Kind zu Nacht gebetet; — mit seltsam verworrenen Vorstellungen bei den Worten:

„Laß fern von Schreckensbildern
Und wilder Phantasey,
Die Seele sich nichts schildern
Was ihrer unwerth sey.“

Und im glücklichen Einschlafen bei der Schlußstrophe:

„Wohl dem, der bis an's Ende
Sich als ein Christ erweist;
Mein Gott in deine Hände
Befehl ich meinen Geist.“

Das kleine Lied hat sich von seinem Urheber im Laufe der Zeit völlig abgelöst und ist durch Tausende von frischen Kinderlippen zu stets erneuter Verjüngung gelangt. Es giebt eine Poesie, die erst zur Geltung kommt, wenn der Poet in Vergessenheit schwindet. Das schlimmste Schicksal ist es nicht, welches so den Dichter trifft.

Um das Bild des jugendlichen Zopfsängers aus seinem Dunkel hervorzuziehen, müssen unsere Augen sich zunächst einigermaßen an den Anblick des Anspacher Hoflebens gewöhnen. Glücklicherweise liegt diese Zeit nicht allzuweit hinter uns; ja es ist vielleicht möglich, in vereinzelten heimathlichen Jugenderinnerungen noch einen leisen Anflug der eigenthümlichen Färbung jener Zustände aufzufinden.

So taucht in dem Andenken an die Kinderzeit, ein greiser Kammerdiener auf, der aus der markgräflichen Hofhaltung stammte, welk und hager mit vor Alter und Höflichkeit gekrümmten Rücken, der sich bis zu seinem Tode, in einer zopflosen Zeit, nicht von dem kleinen Zopfe treunen konnte, den er sorgfältig versteckt unter dem altmodisch gestickten Rockkragen trug. In seinem Hause hatte er eine stets verschlossene sogenannte schöne Stube, deren Schlüssel er nie von sich ließ. Darin waren Sopha und Stühle von Sammet mit vergoldeten Lehnen und Füßen, Spiegel mit geschnitzten Rahmen und allerlei sonstiges Geräthe, Waffen, Kunst- und Spielsachen aus der markgräflichen Zeit aufbewahrt. Des Sonntags nach der Kirche war es sein Vergnügen mit feinen weißen Tüchern den Staub von seinen Heiligthümern

abzuwischen. Der alte Mann hatte in seinen letzten Lebensjahren die seltsame Idee, daß der Kaiser Napoleon, den er gleich einem Heiland der Welt verehrte, nicht gestorben sei, sondern von St. Helena wiederkommen und die gute alte Zeit zurückbringen würde. In seiner Sterbestunde sagte er mit aufleuchtenden Augen und brechender Stimme: „Der Kaiser kommt!“

Dann eine feine, im hohen Alter noch wunderschöne markgräfliche Kammerfrau. Sie war seit vielen Jahren irrsinnig, aber sanft und still, voll zierlich freundlicher Höflichkeit. Mit geisterhaft leisen Schritten sah man sie in schwer seidenen altmodischen Gewändern, den Resten der fürstlichen Garderobe, des Sonntags zur Kirche gehen oder in der Dämmerungszeit geräuschlos durch die langen Gänge des Schlosses wandeln, was ihr um ihres unschädlichen Wahnsinns willen gestattet war.

Noch ist von einem fast hundertjährigen, vor Alter fast blicklosen Schloßkastellan zu sagen, der den Fremden die markgräflichen Zimmer zeigte und, indem er flüsternd durch die stattlichen weiten Räume schlich, leise von der weißen Frau redete, deren selteneres Erscheinen er schmerzlich zu empfinden schien.

Solche Träumereien sind wie ein behagliches Vorzimmer, in welchem man einsam wartet, bis die Thüre der Wohnstube sich öffnet und der Hausherr erscheint, den Besucher zu empfangen.

Das Leben an den deutschen kleinen Höfen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist vielfach beschrieben worden und es ist kein erfreuliches Blatt der Geschichte, auf welchem wir Ludwig des Vierzehnten sittliche Saat in deutschen Landen verzeichnet finden. Auch der Anspacher Hof war seiner Zeit eine nichts weniger als günstige Umgebung für die Entfaltung eines jungen Dichtergemüthes. „Dieser Markgraf bildet sich ein, ein Ludwig der Vierzehnte zu sein“, schrieb Friedrich der Große an seine Schwester die Markgräfin Wilhelmine von Baireuth. „Die Leute sind Narren!“

Die Zustände des Anspacher Hoflebens lernen wir einiger-

maßen aus den Schilderungen der eben genannten fürstlichen Dame kennen. Sie kam gelegentlich zu ihrer Schwester nach Anspach herüber, theils um sich zu vergnügen, theils um Frieden zu stiften zwischen den fürstlichen Ehegatten. Eine solche Reise über Erlangen und Baiersdorf auf abscheulichen grundlosen Wegen war damals ein großes Unternehmen, bei welchem es an Abenteuern und Fährlichkeiten nicht mangelte, die ausführlich genug berichtet werden.

Die Markgräfin von Baireuth fand an dem Anspacher Hofe „alles so wie in Baireuth zugeschnitten mit dem einzigen Unterschiede, daß man in Anspach französisch sprach.“ „Was die Damen anbetrifft,“ fügt sie hinzu, „so war es ziemlich gemischte Waare, doch hatten sie alle einen besseren Ton wie in Baireuth.“ Die wunderlich verkünstelten theatralischen Maskenfeste nach dem glänzenden Muster von Versaille und Trianon, wie sie in Baireuth üblich waren, scheinen demungeachtet in Anspach weniger heimisch gewesen zu sein (30). Vielleicht weil hier die weibliche Anregung sich minder wirksam erzeigte; denn der Unfriede der fürstlichen Ehe steigerte sich von Jahr zu Jahr bis zu völliger Entfremdung.

„Ils se haissent comme le feu“, schrieb Friedrich wieder an seine Schwester Wilhelmine. Sie selbst setzt hinzu: „Ich that mein Möglichstes um sie zu versöhnen und dem Verhältniß wenigstens die äußere Schicklichkeit zu geben.“

Die Markgräfin von Anspach zog sich in der Folge auf das ihr zugehörige Schloß zu Schwaningen zurück, wo sie, fern vom Hofe, in trauriger Zurückgezogenheit ihre Tage verlebte. An Leib und Seele krank, von Schwermuth umdüstert, war sie von dämonischen Erscheinungen gequält, welche ihr die über ihren grausamen Gemahl verhängten göttlichen Strafgerichte verkündigten.

Der Gegenstand dieser Sorgen und Schmerzen seinerseits wußte sich leicht über diese Entfernung zu trösten. Er suchte sich jugendlichen Ersatz in dem niedrigsten Kreise des bürgerlichen Lebens. Markgräfin Wilhelmine spottet über ihren Schwager „der sich in

eine Scheuermagd sterblich verliebt habe.“ An dem Anspacher Hofe war das Maitressenthum feststehende Ordnung; vielleicht in diesem Falle mit weniger schlimmen Folgen für das Land, weil die Neigung des Markgrafen wenigstens hier sich als zuverläßig und beständig erwies. Nach dem Tode der ersten Geliebten, die sich in vielfachem Erdulden die Gunst des fürstlichen Herrn zu bewahren gewußt hatte, nahm die schwierige Stelle eine zweite aus gleich geringem Stande ein, der es denn auch beschieden war dem alternden Markgrafen die Augen zuzudrücken. Beide standen jedem Einfluß auf die Regierungsgeschäfte ferne.

Was sonst noch an leidenschaftlicher Vorliebe in dem Sinne des gewaltthätigen Mannes übrig blieb, das füllte die Jagdliebhaberei aus, welche den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. Unter der großen Menge markgräflicher Hofbedienten gab es ganze Jagdkollegien für die besonderen Jagdarten. So z. B. für die Falkenjagd, welche der Markgraf vorzugsweise liebte: Falkenmeister, Falkenpagen, Falkensekretaire und Kanzlisten, Falkenwärter und Jungen. Von seinem Jagdschloß Triesdorf, wo ein reicher Wildpark gepflegt ward, durchstreifte er die benachbarten Wälder unaufhörlich in lärmenden Zügen.

Graf Colloredo, der kaiserliche Gesandte in dem fränkischen Kreis, beklagte sich über die fürstliche Jagdleidenschaft, wenn er von Triesdorf aus im Jahre 1746 schrieb: „Mit dem Markgrafen ist nichts von Geschäften gesprochen worden, maßen sich Derselbige täglich seiner Gewohnheit nach vom frühen Morgen bis späten Abend auf der Jagd aufhält“ (31).

Während der Markgraf so, von erwählten Günstlingen und Leibdienern begleitet, seinem wilden Behagen in Wald und Feld sich überließ, der sorgenvoll gepflegten Saat des armen Landmanns nicht achtend, blieben die Geschäfte in guten wie in bösen Tagen dem Director des Geheimen Rathes, dem ersten Minister, und die Aufsicht über die markgräfliche Hofhaltung dem Oberhofmarschall über-

lassen; zwei Ehrenstellen, die zuweilen wohl auch in einer Person vereinigt wurden. Das Hofpersonal war zahlreich. Die Blüthe des fränkischen Adels sammelte sich in dem Kreise der Kammerherrn und Kammerjunker, deren Zahl gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts weit über hundert stieg.

Auf diesem Boden müssen wir unsern Dichter suchen. Vom Jahre 1754 bis 1757 war der jüngsten dieser Kammerjunker Einer der Baron Friedrich von Cronegk, ein liebenswürdig ritterlicher Kavalier, ein feinsinnig gebildeter Jüngling, ein unterrichteter und strebsamer Gelehrter; jedenfalls eine seltene Blume aus Schutt und Moder erblüht.

Es ist aber der Segen einer von edlem Streben erfüllten Zeit, daß sie den in ihr erwachsenden Talenten, auch unter ungünstigen äußeren Verhältnissen, die moralische Kraft und Sicherheit verleiht, welche sie zur Durchführung ihrer Aufgabe bedürfen.

„Die Herrn von Cronegk sind eines uralten Adels", heißt es in der von Uz verfaßten Lebensbeschreibung des jungen Cronegk, die dem ersten Bande von dessen Dichtungen beigegeben ist. „Sie haben in Steyermark, Cärnthen und Crain ansehnliche Herrschaften besessen, auch im Jahre 1400 schon das Baronatsdiplom gehabt, sind viele Jahre hindurch Erbtruchsesse bei dem Hause Oestereich gewesen. Unter den Kaisern Leopold und Ferdinand haben Einige der Religion wegen ihr Vaterland verlassen, wovon die Anspacher Linie abstammt, da hingegen Andere noch in dem Erzbisthum Salzburg und sonsten seßhaft sind."

Der Vater des Dichters, Friedrich Karl von Cronegk, war ein hochgestellter Mann in dem Fürstenthum Anspach. Er verband mit der Stelle eines Generalfeldmarschalls der fränkischen Truppen diejenige des Oberamtmanns in dem Amte Hohentrüdingen. Die Mutter gehörte dem alten in Franken sehr verbreiteten Geschlechte von Crailsheim an. Es fehlte dem jungen Baron somit nicht an der Vollbürtigkeit, welche ihn nach den damals herrschenden Be-

griffen, wenn nicht des Studirens, so doch wenigstens des Dichtens überheben mußten. Natur und Talent führten ihn jedoch andere Bahnen, die mit den Vorurtheilen des Standes und Ranges nichts gemein hatten. So weit war man nun doch gekommen, daß der Dienst der Musen einem edlen Namen nicht mehr zur Schande gereichte.

Johann Friedrich von Cronegk war den zweiten September 1731 zu Anspach geboren (32), das einzige vielgeliebte Kind seiner Eltern, zärtlich gepflegt und überwacht durch die sorgliche Liebe einer edlen und feingebildeten Mutter. Die zu allgemeiner Sitte gewordene strenge Erziehung adeliger Söhne scheint hier ausnahmsweise im höchsten Grade gemildert worden zu sein. Der Unterricht ward in vernünftig freier Weise geleitet, so daß der Kreis der gewöhnlichen Schulbildung sich für ein eingehendes Studium der Geschichte, der neueren Sprachen, so wie für eine erfreuliche Kenntniß in den bildenden Künsten wie in der Musik erweiterte; eine jugendliche Vielseitigkeit, die auf eine, so zu sagen, fast moderne Erziehung schließen läßt. Der junge Cronegk verlebte seine Knabenjahre theils auf dem Lande, in Hohentrüdingen, theils zu Anspach unter der Leitung eines gelehrten und charaktertüchtigen Mannes, des Dr. Rabe, nachmaligen Professors der Mathematik an dem Anspacher Gymnasium, welcher auch später der treueste Freund und Genosse seines aufblühenden Zöglings geblieben ist.

„Man übergab den jungen Herrn von Cronegk der Handleitung und Unterweisung solcher Lehrer, die bei den verspürten unvergleichlichen Naturgaben mit Vergnügen sich angelegen ließen, solche zur Vollkommenheit zu bringen", sagt Uz. „Er faßte Alles sehr leicht. Sein sehr gutes Gedächtniß verlor nichts was ihm anvertraut worden war. Er lernte die lateinische, griechische, französische, englische, italienische und spanische Sprache, einige sogar ohne alle Anleitung. Er redete alle diese Sprachen. Weil er die schönen Wissenschaften vorzüglich liebte, so las er Alles was dahin einschlug. Ehe er die Universität bezog, hatte er die besten alten Schriftsteller

und die der meisten europäischen Völker gelesen. Er pflegte sich von dem was er las einen schriftlichen Plan zu entwerfen, der alle Theile in ihrer Verbindung zeigte. Es ist glaublich, daß er auf diese Weise seine ohnehin große Einbildungskraft sehr geschärfet und sich diejenige Fertigkeit in Entwerfung der Plane, die wir oft bewunderten erworben habe."

So zeigt sich diese Dichterjugend, wie wir sie nach spärlichen Andeutungen in flüchtigen und schwachen Umrissen überblicken können, als eine glückliche, harmonische, in maaßvoller Freiheit sich vollziehende Entwicklung.

Die Nachrichten über Cronegk's Leben sind sehr spärlich. Der Familienname scheint, wenigstens in Baiern, verschwunden. Ein armer Schreiber, der sich „von Cronegk" nannte, soll vor ohngefähr zwanzig Jahren in München im Elend verkommen sein. Ob er irgend einem verwandten Zweige des fränkischen Geschlechtes angehörte, ist nicht bekannt. Nachforschungen in Salzburg waren nicht wohl möglich und dürften auch nicht sehr lohnenswerth gewesen sein, da es sich hier begreiflicher Weise nicht um den Stammbaum eines fränkischen Barons, sondern um den Platz eines Dichters in der Literaturgeschichte handelt.

Mehr als der Mangel an Familiennachrichten ist der Verlust von Cronegk's Correspondenzen zu beklagen, die immerhin ziemlich bedeutend gewesen sein müssen und von welchen sich nur einige kleine Reste in der Gellert'schen Briefsammlung erhalten haben. Der Lebensabriß von Uz, welcher dem ersten Bande der Cronegk'schen Dichtungen als Vorrede beigegeben ist, und acht bis zehn Briefe an und von Gellert, nebst einigen wenigen mündlichen Ueberlieferungen ist Alles was an unmittelbaren Erinnerungszeichen übrig geblieben ist. Der größte Theil des Materials für die gegenwärtige biographische Skizze muß somit, außer Cronegk's Werken selbst, die, beiläufig bemerkt, nicht sehr leicht aufzufinden waren, aus äußerlichen Zuthaten literatur- und kulturgeschichtlichen Inhalts bestehen.

Man sagt von Leibnitz, daß er, um einer vergessenen Sache sich zu erinnern, zuweilen halb im Scherz die Kunst angewandt habe, durch einen immer enger gezogenen Kreis von Fragen an sich selbst, zuletzt, wie in den bekannten Gesellschaftsfragespielen, den Punkt zu treffen, auf welchem die logische Folgerung dem Gedächtniß das verlorene Ding überliefern mußte. In ähnlicher Weise möchte es sich bestenfalls mit der Behandlung des gegenwärtigen biographischen Stoffes verhalten. Die Kenntniß des Lebenskreises, in welchem der Dichter erwuchs, die Art und Weise dessen was er leistete, die Spuren der Wirkung seiner Persönlichkeit, müssen uns zu einer, wenn auch immer sehr mangelhaften Anschauung seines Wesens führen.

Goethe nennt Winkelmann einen im Andenken der Welt als ewig tüchtig Fortlebenden, weil er in der Blüthe seines Wirkens dem Leben entnommen wurde. Der arme Cronegk war wie eine vom Wind verwehte Frühlingsblüthe. Möge er so eines freundlichen Gedankens der Nachlebenden gewürdigt werden.

Ein gutes, wohlerhaltenes Portrait, welches ihn als Knaben darstellt, zeigt uns eine zierliche Gestalt in anmuthig leichter Haltung, ein volles, freundliches Gesicht, mit edlen ausgeprägten Zügen, schöne dunkle Augen voll sprechenden Ausdruckes; die Haare frisirt und gepudert; dunkler langschößiger Rock, silbergestickte Sammetweste, Spitzenjabot, gefältelte Manschettenärmel; in der kleinen fleischigen Kinderhand ein Stöckchen mit feuerfarbenem Bande. Eine zierliche vornehme Erscheinung in Tracht und Haltung des ächten feinen Rococostyls. Das Bild, Kniestück, etwas über Lebensgröße, ist im Besitz des in einer früheren Anmerkung genannten Herrn Pedrazzi zu Nürnberg. Auf der Rückseite ist zu lesen: Johann Friedrich von Cronegk natus 2. Sept. 1731. pinxit 12. Oct. 1738.

Sicherlich verdankt das Werk seine Entstehung einem der zahlreichen Anspacher Portraitmaler, von welchen Einige der bekanntesten schon früher erwähnt worden sind. Daß die Auffassung nicht den Eindruck eines siebenjährigen Kindes wiedergiebt, sondern in Reife

des Ausdruckes und der Haltung einem späteren Alter angehört, ist vielleicht dem Respect zuzuschreiben, welchen der markgräfliche Hof- und Kammermaler vor der adeligen Geburt des jungen Herrn hatte, den er darstellen sollte.

Studienzeit.

Cronegk begann seine Universitätszeit im Herbst 1749 und zwar, wie zehn Jahre vorher Uz, in Halle, wo er Verhältnisse und Personen wohl wenig verändert wird vorgefunden haben, nur daß neben den älteren berühmten Namen jüngere Lehrkräfte aufzublühen begannen.

Der junge Anspacher schloß sich vorzugsweise dem damals als Adjunkt der Philosophie an der Universität zu Halle lehrenden Gottlieb Nicolai an, dem nachmaligen Professor zu Frankfurt an der Oder, Berlin und Tübingen, der gerade keinen unsterblichen Namen hinterlassen hat, wenn er auch in dem Meusel'schen Gelehrtenlexicon mit allen Ehren aufgenommen ist. Lessing war ihm nicht gewogen (33) und an Streitigkeiten mit Baumgarten fehlte es nicht. Aber er war jung und strebsam; eine neuerrichtete Gesellschaft der schönen Wissenschaften, die später mit ihm nach Frankfurt überging, verdankte ihm ihre Entstehung. Die herausgegebenen Schriften dieser Gesellschaft standen unserem angehenden Dichter für die Erstlinge seiner Musen offen. Die Jurisprudenz, welche er studiren sollte, scheint ihm eben nicht große Sorgen gemacht zu haben, in Halle so wenig als in Leipzig, wohin er nach einem Jahre übersiedelte und welches für seine ganze Richtung entscheidend geworden ist.

Wir kennen Leipzig zur Genüge als Haupt- und Mittelpunkt des literarischen Lebens. Die bildungsbestrebte Jugend, welche sich hier zusammen fand, konnte nun schon helleren Auges über die

Verwirrung der letzten Jahre hinwegblicken. Der Literaturstreit ging seinem Ende entgegen und die Gottsched'schen Gewässer verliefen sich allmählich, den befruchteten Boden zurücklassend.

Im höchsten Grade innerlich wirksam und anregend ward für Cronegk das Freundschaftsbündniß, welches er mit Gellert schloß. Der zarte, fromme, liebenswürdige, ein wenig grämliche, ein wenig eitle Gellert, hatte den jungen Poeten, der zufällig auch ein Baron war, mit aufrichtiger Zärtlichkeit in das Herz geschlossen. Wir kennen den Einfluß, welchen Gellert auf seine wohlgearteten Schüler auszuüben pflegte durch Goethe's Schilderung, welcher, obgleich seiner Kalligraphie und seiner romantischen Stylübungen willen von Gellert wenig begünstigt, dennoch dieser Einwirkung sich nicht entziehen mochte. „Die schöne Seele", sagt er, „der reine Wille, die Theilnahme an dem Wohl seiner Schüler, seine Ermahnungen, Warnungen, Bitten, in etwas hohlem traurigen Tone vorgebracht, machten doch wohl wenigstens einen augenblicklichen Eindruck." Für den, aus zarten Mutterhänden rein und fromm hervorgehenden jungen Cronegk war Gellert sowohl in menschlicher als in dichterischer Beziehung das Ideal zu dem er bewundernd aufsah und dem nachzueifern sein höchstes Bestreben war.

Mit einem andern Liebling Gellert's, dem jungen Grafen Moriz von Brühl, befreundete sich Cronegk sehr bald und herzlich. In seiner Gesellschaft besuchte er den Dresdner Hof. Rabener, von welchem Goethe sagte, daß er verdiene von allen heiteren verständigen, in die irdischen Ereignisse ergebenen Menschen als Heiliger verehrt zu werden, nicht minder der geistreiche, witzige Kästner, traten mit Cronegk in freundlichen Verkehr und Briefwechsel. Wie viel leichter wurde dies dem jungen reichen Adeligen als dem bescheidenen Goldarbeitersohn. Dem gelehrten, vortrefflichen Professor Christ, welchem Lessing so viel Anregung verdankte und den Uz „Cronegk's Anführer in der Kenntniß des Alterthums" nennt, hatte der liebenswürdige junge Baron das Herz gerührt, indem er ihm eine be-

deutende Stelle von dessen neuestem Werke, Villaticum, auswendig zu sagen wußte.

Die reichsten Früchte trug der Aufenthalt in Leipzig unserem jungen Dichter in Beziehung auf seine Vorliebe für die dramatische Poesie, welche zu dieser Zeit mit großer Leidenschaft von ihm gepflegt ward.

An die Stelle der Neuber'schen Gesellschaft war die Koch'sche getreten. Und so rasch waren die Fortschritte der Bühnenkunst in dem kurzen Zeitraum von zehn Jahren, daß einer der Schauspieler, welcher aus der eben erwähnten Koch'schen Gesellschaft hervorgegangen war, alsbald den höchsten Rang, nicht nur für seine Zeit einnehmen konnte. Es war Eckhof, welcher einst bei Gelegenheit der Aufführung eines Lessingschen Stückes die goldenen Worte sprach: „Wenn der Autor tief in das Meer der menschlichen Leidenschaften untertaucht, so muß der Schauspieler wohl nach, bis er ihn trifft. Wenige Autoren machen es dem Schauspieler so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen, denn sie schwimmen oben auf wie Baumrinde."

Wenn der junge Cronegk früher schon mit Comödienversuchen sich beschäftigt hatte, so nahm er sie jetzt mit doppeltem Eifer auf und es gehört in die Leipziger Zeit wenigstens sein erstes vollendetes Stück: ein fünfactiges Lustspiel nach Gellertschem Muster, eine rührende, moralische Komödie unter dem Titel „der Mißtrauische".

Man darf sich darunter freilich nichts weniger als ein Meisterwerk vorstellen; doch ist die Anlage theilweise lebendig und kräftig, der Dialog fließend und natürlich. Was der damaligen Richtung der dramatischen Poesie überhaupt vorherrschend eigen war, die unverarbeiteten Gegensätze der Charaktere — es gab keine Menschen, nur Engel oder Teufel — das hat sich bei Cronegk in der Schilderung einer so außerordentlichen Vortrefflichkeit und übermenschlichen Opferfähigkeit bezeugt, daß sein Werk aus lauter Ueberfluß an tugendhafter Entsagungskraft moralischen Schiffbruch leidet.

Der Held ist ein übertrieben argwöhnischer junger Mann, welchem sich ein junges, liebenswürdiges Fräulein in widerstandslosem Gehorsam gegen ihren Vater verlobt, indem sie ihrem bisherigen höchst vortrefflichen Geliebten den Abschied giebt. Im Laufe des Stückes verliert der Mißtrauische die Gunst des Vaters, und die beiden Liebenden erlangen die ersehnte Einwilligung. Als aber die unliebenswürdige Hauptperson über diese Wendung der Dinge einigen aufrichtigen Kummer zeigt, tritt der vortreffliche junge Liebhaber von der eben geschlossenen Verbindung freiwillig zurück und will die kaum errungene zärtliche Braut veranlassen, dem ungeliebten Abgewiesenen nachträglich die Hand zu reichen. Zum Glück wird dieser aber schließlich von so viel Vortrefflichkeit gleichfalls angesteckt und weist das opferfreudige Anerbieten zurück, so daß das Ganze zu erwünschtem Schlusse gedeiht.

Welche wunderliche Ideenverwirrung von kindlicher Pflicht, von Leidenschaft, sentimentaler Aufopferung im Lichte der herrschenden Anschauungen und Sitten hat der junge Dichterkopf beherbergt, der diesen Plan erfinden konnte.

Was die Schilderung entsagender Liebe betrifft, so mußte der gute Cronegk die Studien dazu an seinem eigenen Herzen machen. Es traf ihn in Leipzig zum Erstenmal der scharfe Pfeil aus Amors Köcher und die Wunde scheint in dem jungen warmen Herzen tief und dauernd gewesen zu sein.

Ein im Morgenblatt 1809 Nr. 74, also sechzig Jahre nach seinem Entstehen veröffentlichtes Gedicht von Cronegk, welches so lange in Privatbesitz verborgen geblieben war, ist der beredte Zeuge dieses Seelenkampfes. Die so heiß und ohne Erwiederung Geliebte war eine Leipziger Schöne Namens Aschaff, die nachherige Rentkammer-Expeditionsräthin Hahn in Stuttgardt, Mutter der Elise Bürger. „Die Nichterfüllung seines höchsten Wunsches that dem feinfühlenden jungen Manne unendlich wehe und trug vielleicht zu seinem frühen Tode bei", fügt der Einsender, ein Freund Cronegk's,

Namens Kissing hinzu. In der einleitenden Notiz ist zugleich die folgende Stelle aus einem Briefe desselben Freundes an Cronegk abgedruckt. „Ich wünsche nichts mit größerem Verlangen als von ihrem zärtlichen Herzen bald sagen zu können: Flava excutitur Chloë. (Die blonde Chloe sei verstoßen). Die Zeichen auf dem Papier haben mir Ihre Herzensbewegung verrathen.“

„An Chloe bei einer schlaflosen Nacht“, so lautet der Titel des erwähnten Gedichtes. Es beginnt in Young'scher Weise mit einer Anrufung an die dunkle Nacht, die den Klagen hoffnungsloser Liebe Raum giebt, während der laute Tag den Ton des Schmerzes in die Tiefe der Seele zurückdrängt.

„O Chloe! — Ach, dich hält nunmehr ein sanfter Schlummer,
Und Alles ist um dich so sehr als in dir still.
Kein Traum erinnert dich an mich und meinen Kummer,
Kein Traum erinnert dich des zärtlichen Myrtill!“

Das Herz des Dichters ist von liebevoller Resignation erfüllt:

„Ruh sanft geliebtes Kind in sichern Finsternissen,
Sei glücklicher als ich, so sterb' ich noch beglückt.
Der Himmel gebe dir, das was du mir entrissen,
Die Ruh, die ich genoß, eh' als ich dich erblickt.“

Das Pathos gesteigerter Leidenschaft erhebt sich gegen die Mitte des Gedichtes in zürnendem Groll und hoffnungsloser Verzweiflung. Ein leises Hoffnungsleuchten in der Schlußstrophe und Alles erlischt in sehnsüchtiger Wehmuth.

„Welch Glück, o Chloe! nein ich kann es nicht beschreiben,
Wie glücklich könnten wir, wenn du nur wolltest sein!

Chloe wollte leider nicht! Der junge Poet mußte an der Hand der kaum begrüßten Muse die Schmerzensstraße verlorener Liebe gehen. Indessen finden wir ihn doch dazwischen in leidlich vergnügtem Zustand auf einer Reise nach Braunschweig begriffen, wo er, wie Uz sagt, die großen Zierden des Colegii Carolini, die Herren Oeder,

Gärtner und Ebert, die Herren Gieseke und Zachariä kennen lernte.

Es war dies auf einer Ferienreise im Frühling 1751. Auch Uz war im Mai 1751 in Braunschweig und es darf die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit nicht verschwiegen werden, daß diese Reise der beiden Dichter eine theilweise gemeinschaftliche gewesen sein könnte; Uz hatte einen jungen Herrn nach Braunschweig begleitet. Es findet sich diese Notiz in einem höchst erzürnten Brief von Uz an Gleim, welcher so lautet:

Braunschweig, 7. Mai 1751.

Hochzuverehrender Herr Sekretarius!

Ich bin seit dreyen Tagen in Braunschweig, wohin ich einen jungen Herrn begleitet habe. Sie halten sich etliche Stunden von hier in Halberstadt auf. Hätten die Lorbeern, die ihren Scheitel kränzen, Sie nicht so stolz gemacht, daß Sie Ihren alten Freund mit so verächtlicher Art aufgegeben und auf zween Briefe in zweyen Jahren nicht geantwortet haben, so würde mir unmöglich gewesen sein nach Hause zu reisen, ohne Sie in Halberstadt zu besuchen. So aber reise ich morgen von hier ab und nehme meinen Weg nach Frankfurt, wie ich über Frankfurt anher gereiset bin. Ich empfehle mich Ihrem freundschaftlichen Herzen, das gegen Andere so feurig ist, und gegen mich so kalt geworden. Ich bin mit aller ersinnlichen Hochachtung meines Herrn Sekretarii u. s. w."

Das etwaige Zusammentreffen der beiden Dichterreisen möge dem Reiche der Vermuthung, wohin es gehört, denn auch friedlich anheim gestellt bleiben.

Ein Jahr später, 1752, als Uz in Römhild seinen Liebesfrühling feierte, kam für Cronegk die Zeit des Abschieds von dem Universitätsleben.

„Entreiße dich, o Cronegk, edler Freund,
Der Pleiße liederreichem Strande!"

So rief Uz dem Säumigen zu und erinnert ihn aufmunternd an die Reize des heimathlichen Hohentrüdingen.

„In jener hohen Burg, wo Epheu an den Mauern
Sein dauernd Grün dir aufbewahrt,
Erwarten Dich die Freuden ächter Art,
Die nie verwelken immer dauern."

„Welch liebliches Gemisch von sonnenreichen Höhen
Und rauhbebuschter Thäler Nacht
Und grüner Saat und bunter Blumen Pracht
Von Bächen und bestrahlten Seen."

„Das Aug' ist unbeschränkt; die freyen Blicke fliegen
Hoch über dunklen Wäldern hin
Und seh'n erstaunt mit angespanntem Sinn
Wohl über zwanzig Städte liegen."

Am Eingang der gesegneten vielbesungenen Landschaft, das Ries genannt, ist Hohentrüdingen hoch und frei auf einem Berge gelegen, ein kleines Städtchen, von Obstbäumen und Laubwald umkränzt, von der Ruine eines alten Thurmes überragt, an den die Kirche gelehnt ist und das stattliche Schloß mit seinen zwei Höfen und Thoren. Der weite reiche Blick von der Höhe rings über die lachende Ebene und die angrenzenden schwäbischen Gebirge kann als eine der schönsten Fernsichten in Mitteldeutschland gelten.

Cronegk's Vater war, wie schon erwähnt, hier Oberamtmann, freilich an Amt und Würden nicht wie unsere heutigen Beamten. Die Stelle des Oberamtmanns galt als eine der Ehren- und Gnadenbezeugungen, die nur den hohen Herrn des Adels und Hofes als Belohnung für anderweitige Dienste verliehen wurden. Sie war eine Art von kleinem Satrapenthum mit fürstlichen Rechten und ohne Pflichten.

Die Amtswohnungen wurden von den Oberamtsherrn im Sommer oder zur Jagdzeit als Vergnügungsaufenthalt benützt, die Gefälle und Abgaben bezogen, im Uebrigen die Geschäfte den Vögten und Kastnern überlassen. Es war dies so eine Einrichtung aus der guten alten Zeit zu Nutz und Frommen des armen Landvolkes!

Ein Brief des jungen Freiherrn von Cronegk an Gellert.

Hohentrüdingen den 16. Juni 1752.

„Verehrungswürdiger Freund!

„Ich habe Leipzig verlassen müssen ohne Sie zu sehen; ohne von Ihnen Abschied nehmen zu können, ohne Ihnen bei unsern letzten Umarmungen wenigstens durch Thränen sagen zu können wie sehr ich Sie liebe. Ich bin von Ihnen getrennt und soll die großen Vorzüge Ihres Geistes und die noch größeren Ihres Herzens künftig nur aus der Ferne verehren. O wenn ich Ihnen schreiben könnte, wie empfindlich mir Dieses fällt.

Ich bin auf dem Lande, bei meinen Eltern und wenn ich an den Plan vom Landleben denke, den wir einmal zusammen machten, seufze ich so sehr, daß man mir Schuld giebt, Ich hätte eine Geliebte in Leipzig zurückgelassen. Aber alsdann fange ich an von Ihnen zu reden, und da bin ich so unerschöpflich, daß sogar die Bedienten, die bei der Tafel aufwarten, untereinander sprechen: sie möchten doch den Mann kennen, von dem der junge Herr so viel sage und bei dessen Erinnerung ihm immer die Thränen in die Augen kämen.

Ich bin zeither durch Reisen nach Anspach so zerstreuet worden, daß ich keine Zeit zum Denken gehabt, sonst hätte ich Ihnen eher geschrieben. Keine gereimte Zeile, seit ich Leipzig verlassen!

Ich setze noch immer mein Vertrauen auf Sie und hoffe, Sie sollen mich nicht vergessen. Mein Herz ist voll Zärtlichkeit und Dankbarkeit für Sie."

Sind dann noch Grüße beigefügt an den Grafen Brühl und den schalkhaftesten und liebenswürdigsten aller Steuerrevisoren. (Rabener) (34).

Gellert's Antwort nach zwei Monaten.

„Wenn ich recht kleinmüthig, recht unzufrieden mit mir selbst bin und gar nichts gutes an mir finden kann, so stelle ich mir vor,

daß gleichwohl die rechtschaffensten Leute meine Freunde sind; daß mich die Gärtner, Cramer, die Schlegel, die Cronegke lieben; und ich finde in diesen Namen nicht allein eine sanfte Bewegung, sondern ich werde oft so stolz als ich vorher kleinmüthig gewesen."

Gellert hatte einige Tage nach Cronegk's Brief eine von Diesem an ihn gerichtete gedruckte Ode erhalten. Er las sie seinen Zuhörern vor, um Vergebung bittend, daß er eigenes Lob mittheile. „Ich versicherte sie, o, wie schlug mir das Herz, daß nicht das Lob, sondern das geistreiche Lob es sei, das mir Ihr Gedicht schätzbar mache." Endlich nennt er seinen Schülern den Namen des Verfassers. „Aber nicht meinen Regeln, seinem Genie ist er seine Poesie schuldig."

In Hohentrüdingen war es, wo der Dichter den Schmerz verschmähter Liebe in schwermüthig schwülstigen Versen ausströmte, und zwar in einem großen, aus sechs Gesängen bestehenden Lehrgedicht, dem er den Titel Einsamkeiten gab. Ein Lehrgedicht, weniger in der Absicht Andere, als sich selbst zu belehren. Alte Weisheit sollte die Wunden des jungen Herzens heilen.

Wieder ist es das heilige Dunkel, die schauervolle Nacht, welcher der Dichter seinen Gesang weiht. Der stille nächtliche Wald soll Zeuge seiner Schmerzen sein. Die Natur scheint mit ihm zu trauern, jedes Geschöpf ihn zu bemitleiden. Er merkt erst jetzt, daß das dunkle Grün Leidfarbe ist. Aber er segnet die Einsamkeit, in der die Seele erst sich groß empfinden lernt. Mitten im tiefsten Schmerz fühlt er einen verhüllten Trost. Er ist hoffnungslos und doch nicht ganz unglücklich.

An einen Freund, den er Alcipp nennt und der noch in dem verlassenen Paradies an der Pleiße weilt, sind diese Gesänge gerichtet, in welchen die Klagen um die verlorene Zemire ertönen. Nachdem der Dichter die Tiefe seiner Qualen mit Ungestüm aufgewühlt, wendet er seinen Blick voll Sehnsucht zurück nach der Herrlichkeit längst versunkener Zeiten. Die alten Dichter und Weisen steigen vor seinem Auge empor. Die Pforten der Ewigkeit öffnen sich, und

er erblickt — ein kleiner Dante — die Geliebte heranschweben, ihn zu begrüßen.

„Ich sehe Dich — Du bist's — es sind die holden Züge!
O Lieb, o Seligkeit! Kein Wunsch bleibt mehr zurücke!

Allmählich kommt Frieden in das Herz des jungen Sängers.

„Noch immer segn' ich euch, ihr schwermuthsvollen Stunden,
In eurer Unruh hat mein Geist die Ruh gefunden.
Kein wahres Uebel ist erhabner Seelen Schmerz
Und edle Traurigkeit verbessert nur das Herz."

Cavaliertour.

Friedrich von Cronegk war zwei und zwanzig Jahre alt, als er, wie Uz sagt, „von des damals regierenden Markgrafen zu Brandenburg Onolzbach Hochfürstliche Gnaden zum Kammerjunker auch Hof- und Justizrath ernennet worden und sich nach Erlangung eines einjährigen Urlaubs in Begleitung mehrerer Freunde (35), worunter sein vormaliger Erzieher, Herr Doctor Rabe, auf Reisen begeben." Es war die übliche sogenannte Cavaliertour, die der junge Dichter antrat und welche überhaupt als Schlußstein der beendigten Studienzeit, und als unerläßliches pflichtmäßiges Vorrecht adeliger Söhne nicht zu umgehen war.

Cronegk's Reise erstreckte sich auf Italien und Frankreich; und es ist leider aus dieser Zeit nicht das kleinste unmittelbare Erinnerungszeichen übrig geblieben. Eine trockene Aufzählung von Städte- und Personennamen umfaßt Alles, was Freund Uzens biographische Kunst aufzubieten wußte. Sicherlich hat er in seiner ängstlichen Scheu Persönliches unbefugter Weise vor die Oeffentlichkeit zu bringen, Cronegk's Reisebriefe, die ihm doch wohl zu Gebote

standen, lieber verbrannt, als daß er es versuchte sie zu einer eingehenden und lebendigen Darstellung zu benützen.

Wenn ein heutiger Reisender uns die Schilderung seiner italienischen Erlebnisse vorenthält, so sind wir ihm dankbar, denn es würde schwerlich Neues sein, was er zu berichten vermöchte. Zur Zeit als Cronegk reiste, war es anders. Italien ist immer das Land der Verheißung gewesen, aber wenigen Deutschen war es damals beschieden den geweihten Boden zu betreten und noch wenigere haben ihn zum Gegenstand ihrer literarischen Bestrebungen gemacht. Ein gewissenhafter Reisebeschreiber aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, Namens Keysler, ist fast der Einzige, welcher von dem Lande und seinen Merkwürdigkeiten ausführliche Kunde giebt. An poetischer Tiefe der Anschauung und Auffassung könnte sein Werk vielleicht mit der früher erwähnten Reisebeschreibung des Herrn Nicolai verglichen werden. Wir lesen z. B. bei Keysler im ersten Band S. 399:

„Florenz wird insgemein la bella, die Schöne, genannt, welches vielleicht von der Reinlichkeit der Straßen und dem guten Pflaster, meistentheils aus Pflastersteinen bestehend, herkömmt.“ Oder S. 259 „Die Stadt Mailand ist häßlich zu nennen, weil sie wenig gleiche und sowohl krumme als enge Straßen hat u. s. w.“

Die vielen nützlichen und wissenswürdigen Dinge, welche der Autor gesammelt, füllen zwei gewichtige Quartbände. Es wird wohlgethan sein, sie ruhig auf dem Bücherbrett stehen zu lassen und uns nach einem andern Führer umzusehen.

Man sagt gewöhnlich, es sei das Vorrecht des Dichters den ihm entgegentretenden Erscheinungen das Maaß des eigenen Wesens anzulegen. Ganz im entgegengesetzten Sinne hat Goethe im Jahr 1786 bei dem Antritt seiner italienischen Reise geschrieben: „Ich mache diese wunderbare Reise um mich an den Gegenständen zu messen.“ Er spricht hier aus, was jeden bildungsbestrebten Menschen bewußt oder unbewußt auf die Wanderschaft treibt, denn „des

Menschen Sinn bedarf der Weite", und es war Goethe's Art zu sagen was Vielen gemeinsam ist.

Cronegk war Dichter und Kunstliebhaber. Seine innersten Gedanken und Wünsche mußten ihn nach dem Lande führen, wo eine längst versunkene Zeit durch die Schönheit der Kunst in ewig junger Blüthe stets aufs Neue Leben gewinnt, „wo", wie der Dichter sagt, „der Wind von den Gräbern der Alten mit Wohlgerüchen über Rosenhügel kommt."

Die herzlich anregende Kraft des klassischen Bodens hat sich niemals verläugnet. Wenn in schlimmen Zeiten das Volksleben unter dem Druck einer schweren Vergangenheit und einer unerfreulichen Gegenwart nicht die Kraft findet an eine hellere Zukunft zu glauben, dann sind die Geister der Kunst und Wissenschaft die glück- und hoffnungverheißenden Boten besserer Tage. Das achtzehnte Jahrhundert besaß deren in Italien eine reiche Anzahl, die nicht unwürdig waren sich an die glanzvolle Reihe des fünfzehnten Jahrhunderts anzuschließen. Freilich war die große, einem Deutschen vorbehaltene That, die geistige Auferweckung der antiken Kunst noch nicht geschehen. Winkelmann harrte noch als Gräflich Bünau'scher Sekretair in Nöthenitz bei Dresden seines verhängnißvollen Schicksals, das ihn alsbald nach Rom führen sollte, als armen fahrenden Magister, als Abtrünnigen seines Glaubens, und doch bestimmt zu unsterblichem Namen. Er wanderte dieselbe Straße, die unser junger Dichter, ein glänzender Cavalier mit stattlichem Gefolge drei Jahre vor ihm im Vollgenügen des Glückes und Reichthums zog.

Unser Gewährsmann Uz versichert uns der brennenden Wißbegierde, der gründlichen Aufmerksamkeit, mit welcher der junge Herr von Cronegk alles Schöne in der Natur wie in der alten und neuen Kunst sich zu eigen zu machen suchte. Er berichtet dann weiter mit kurzen Worten, daß der Reisende in Venedig mit Goldoni, dem damaligen ersten Komödiendichter Italiens und mit dem berühmten Tragiker Maffei in Verona viel verkehrt habe. Welche Fäden sich

von hier in unsere deutsche Dichtung herüberspannen, lehrt ein flüchtiger Blick in unsere Literaturgeschichte. Ist doch Goldoni Lessing's erster Lehrmeister in der dramatischen Poesie gewesen.

Der Marchese Maffei war zur Zeit von Cronegk's Besuch ein siebenundsiebzigjähriger Greis. Vierunddreißig Jahre später sah Goethe seine Büste auf dem Theaterportal zu Verona in großer Perrücke zwischen jonischen Säulen.

Die Wahrheit zu sagen, ist die Einwirkung dieser dramatischen Dichtergrößen auf Cronegk's poetisches Talent viel weniger folgenreich gewesen, als die Anschauung der alten Denkmale für seinen Kunstsinn; wie man denn in Liebhabereien überhaupt schnell genug eine anständige Bildung erreichen mag, während bei der Entwicklung eines wirklich schöpferischen Talentes Zeit und Reife nöthig ist.

Cronegk behielt den französischen Musterstyl in seiner Codrustragödie bei, die, in Leipzig begonnen, den Dichter jetzt auf seiner Reise begleitete. In Rom scheint er sich mehrere Monate mit gründlichen Alterthumsstudien beschäftigt zu haben; doch versäumte er auch nicht dem Literaturleben der Gegenwart sich anzuschließen. Er ward in die poetische Gesellschaft der Arkadier aufgenommen, eine Dichtervereinigung, welche ihre idyllischfestlichen Zusammenkünfte in Gärten mit Vorträgen und Improvisationen feierte. Unter welchem Schäfernamen Cronegk im Schatten von Pinien und Lorbeern der lyrischen Muse opferte, ist nicht bekannt geworden. Wenn die Männer der Toga, der Schilde und Schwerter sich hätten träumen lassen wie einst die späten Jünger ihres Virgil und Horaz in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen über das Forum wandeln und auf dem Capitol den Lorbeerkranz für ihr gepudertes Haupt empfangen sollten — wie würden sie sich verwundert haben!

Auch die Herrlichkeit Neapels durfte unser Freund genießen — „das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt" — kurz nachdem die alten Gräberstädte Pompeji und Herkulanum der andächtigen Schaulust der neuen Zeit sich aufgethan hatten.

„Neapel ist ein Paradies. Jedermann lebt in einer Art trunkener Selbstvergessenheit. Ich erkenne mich kaum. — Ich scheine ein anderer Mensch. Wenn ich Worte schreiben will, stehen mir immer Bilder vor Augen — des freien Meeres, der duftigen Inseln — des rauchenden Berges, und mir fehlen die Organe dies Alles auszudrücken.“ Niemand wird zweifeln daß dies Goethe's Worte sind.

Wahrscheinlich auf dem Rückweg machte Cronegk zu Florenz die Bekanntschaft des vielgenannten Kunstsammlers und Kunstmäcens Baron von Stosch, über dessen Sammlung Winkelmann eine seiner ersten Schriften veröffentlicht hat. Aus einzelnen Andeutungen läßt sich die Vermuthung einer fortgesetzten Correspondenz zwischen Cronegk und Baron von Stosch fassen, die sich wohl größtentheils auf Kauf- und Tauschhandel von Kunstsachen beziehen mochte.

Im Monat August 1753 endlich ging der junge Herr von Cronegk mit seiner Reisegesellschaft durch Savojen über Lyon nach Paris. Hier kam er, wie Uz sagt, „als ein theatralischer Dichter in sein Element.“

In Paris finden wir denn auch glücklicherweise wieder die ersten persönlichen Spuren unseres liebenswürdigen Zopfdichters, obwohl schwach und nur durch die dritte Hand erhalten. Er verkehrte dort vorzugsweise in dem Hause einer geachteten Schriftstellerin, der Frau von G r a f f i g n i, die dort, nach Art der Pariser geistreichen Damen, einen Salon hielt, welcher, wenn nicht zu den berühmten und einflußreichen doch zu den feinsten und anmuthigsten gehörte. Wir lernen die Dame und den Kreis welcher sie umgab, einigermaßen kennen aus den Briefen des Grafen Moriz von Brühl, Cronegk's Studienfreund, welcher zwei Jahre nach Diesem zu längerem Aufenthalt nach Paris reiste und der Frau von Graffigni, an welche er wahrscheinlich durch Cronegk empfohlen war, eine kindlich zärtliche Verehrung weihte.

„Die Frau von Graffigni ersetzt mir Ihre Stelle“, schreibt Brühl an Gellert ([36]), insoferne es eine Person von ihrem Geschlecht

thun kann. Sie verbindet mit einem richtigen, aufgeklärten und ungezwungenem Verstande (einer so seltenen Eigenschaft besonders bei dem Frauenzimmer) die Redlichkeit des tugendhaftesten Mannes, die Bescheidenheit des unbekannten Verdienstes und die Munterkeit und Heiterkeit einer Person von zwanzig Jahren. Sie steht hier in dem Rufe den man nur erwirbt, wenn man tugendhaft und weise ist und stets den Witz zur Beförderung der Tugend anwendet. Sie ist meine wahre Freundin und nach Ihnen weiß ich Niemand, den ich mehr liebe und verehre. Sie ist die Bewunderung der Vornehmsten, das Vergnügen der Vernünftigen und das Muster Aller die sie kennen."

Aus dieser Schilderung läßt sich der Einfluß ermessen, welchen die würdige Dame auch auf Cronegk ausgeübt haben mußte. Daß sie selbst an seinen poetischen Arbeiten den lebendigsten Antheil nahm, bezeugt eine andere Stelle des eben erwähnten Briefes an Gellert.

„Ich kenne hier viel Gelehrte", schreibt Graf von Brühl „Düclos ist ein liebenswürdiger Mann, aber nicht wie Sie. Ich kenne Racinen, Marivaux, Saintfoix, den Präsident Herault, und werde Ihnen bald mehr von diesen Herren sagen. Ich lese viel Deutsch, übersetze die Tragödie von Cronegken, verkürze viele Stellen, verändere manche, und dies alles für die Frau von Graffigni." Brühl erzählt dann noch seinem Freund und Lehrer, daß er den Entwurf zu einer Komödie gemacht habe und spricht schließlich den Wunsch aus, daß Gellert sich zu einer Reise nach Paris entschließen möge.

„Ihre Comödie, bester Graf! Eine Comödie — ist das möglich?" so heißt es in Gellert's Antwort. „Cronegken übersetzen und verbessern! Ist das möglich? Mich nach Paris rufen, der ich kaum nach Weißenfels reisen kann! Ist das Ihr Ernst? Und dennoch, wenn Jemand in der Welt mich verführen könnte, so wären Sie es und die Frau von Graffigni. — Wer klopft? Ihr Bedienter öffnet die Saalthüre, erschrickt, fällt zurück in das Zimmer und schreyt: Der Herr Professor Gellert! Indessen zittert der Herr Professor in

das Zimmer herein und der Graf? — — Der Graf in der ersten Bestürzung will seinen Augen nicht trauen. Er nähert sich mir — und ich — ich weine ihm Gruß, Segen, Freundschaft, alles entgegen. Endlich ziehe ich den siebenten Theil des Grandison aus der Tasche heraus und sage: Diesen überbringe ich Ihnen persönlich — persönlich liebster Graf!" —

Möge diese Probe als Muster des eleganten Briefstils im vorigen Jahrhundert gelten!

Graf Brühl giebt in einem späteren Briefe eine Schilderung seines Pariser Lebens, welche vielleicht nicht ganz ohne Interesse ist. „Ich habe viel Bekanntschaften", schreibt er im Januar 1756 an Gellert, und unter allen sind auch hier die Gesellschaften der Großen die unangenehmsten und langweiligsten. Das Spiel, die große Triebfeder aller ihrer Unterhaltung setzt den Thoren in gleiches Verhältniß mit dem Klugen. Die mittleren Gesellschaften, die nicht blos mit ihrem eigenen Müßiggang beschäftigt sind, diejenigen sind allein die angenehmen, in denen es mir am besten gefällt. Das Frauenzimmer — ja das weiß ich Ihnen nicht zu sagen. Ich habe wenig vernünftige gefunden. Die meisten sind mit ihrer Person beschäftigt. Es rührt wohl daher, daß die wenigsten eine gute Erziehung bekommen und daß sie meistens die Welt eher sehen als sie sie kennen. Die Mannspersonen schmeicheln ihnen und verachten sie." —

Der Graf kommt dann wieder auf sein Lieblingsthema, die sechzigjährige Frau von Graffigni zu sprechen und auf seine Codrusübersetzung, die er unternommen hat, „damit die alte Dame das Stück ihres jungen Freundes doch lesen könne.".

Codrus.

Und so sind wir abermals bei dem vielbesprochenen Codrus angelangt, welcher während der Reise zum Schlusse, wenn auch nicht zur Vollendung gediehen war. Möge das freundliche Lesergemüth noch einige Geduld üben, um dem Geiste der deutschen Poesie auf seinen launigen Irrfahrten zu folgen. Wunderlich genug, daß er sein junges Haupt unter die Perrücke gesteckt hat!

Kaum in das heimathliche Anspach zurückgekehrt, gab sich Cronegk sogleich an die Verbesserung und Umarbeitung seines Lieblingswerkes und zwar geschah dies in einem Erkerzimmer seines Geburtshauses in der damaligen Kleinjäger- jetzt Karolinenstraße, welches viele Jahre hindurch Miethwohnung der Cronegk'schen Familie gewesen war, und später von dem alten Herrn von Cronegk als Eigenthum erworben wurde ([37]).

Nach langem Zögern hatte der bescheidene Dichter seinen Codrus zur Beurtheilung an Gellert gesandt.

„Wem soll ich Ihrer Tragödie wegen mehr Glück wünschen, mir, Ihrem Freunde, oder Ihnen?" schrieb Gellert zurück. „Ich habe den ganzen Sonnabend mit ihrem Codrus zugebracht, ihn geprüft und gefühlt und bis des Abends sieben Uhr — das ist viel — darinnen studirt. Ich habe viel angestrichen und mich zuweilen der Freiheit bedient ein Wort an den Rand zu schreiben, was Sie vergeben werden. Wenn ich eine zuweilen nachlässige, gezwungene, bald harte, bald gedehnte Versification ausnehme, wenn ich die Länge des Stückes selbst und einzelner Scenen, theils am Anfang theils im letzten Act abrechne, so behaupte ich: Ihr Codrus ist schön, der Charakter groß, beinahe christlich groß, welches Letztere ich zuweilen gemäßigt sehen möchte. Man kann der vielen Zwischenfälle wegen leicht dem Codrus, wie dem Cid des Corneille, das Beladene vor-

werfen; aber man muß auch zu gleicher Zeit die wunderbaren Situationen zum Dienste des Affects mit Dankbarkeit loben, und ich küsse Sie dafür. Auf dem Theater muß das Stück, so viel auch die Critik im Lesen zu erinnern haben mag, dennoch durch die Hülfe eines Eckhof's, Koch's, einer Kochin oder Kleefelderin Wunder thun."

Der Lehrer wirft dem Schüler dann in freundschaftlicher Weise seinen Mangel an Regeln im Versbau, in Sprache und Grammatik vor, seine Lebhaftigkeit und Hastigkeit und schließt mit den Worten des berühmten französischen Kritikers (38):

,,Hastez lentement et sans perdre courage,
Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage,
Polìssez-le sans cesse, et le repolissez
Ajoutez quelquefois et souvent éffacez."

Nach so oft wiederholter Erwähnung des Codrus soll hier nun doch endlich eine flüchtige Skizze der Tragrödiencomposition folgen:

Der Dichter hat den griechischen Mythos von dem patriotischen Opfertod des athenischen Königs aus dem altheidnischen Boden losgelöst und ihn in den Kreis christlich sittlicher und entschieden modern monarchischer Gesinnung herübergeführt. In seiner eigenthümlichen Vorliebe für eine opferfreudige Entsagungspoesie hat er auf dem Hintergrund des alten Kampfes zwischen Sparta und Athen anstatt eines Opferwilligen ihrer viere aufgestellt, welche in todesmuthiger Hingebung sich gegenseitig zu überbieten suchen.

Medon, der todtgeglaubte Sohn einer Fürstin aus des Theseus Geschlecht, liebt eine junge Anverwandte Philaide, welche in seiner Abwesenheit von König Codrus zur Gemahlin begehrt wird. Als der Verlorene nach schwerer Verwundung sieggekrönt zurückkehrt, verlangt die Mutter von ihm und Philaiden das Opfer ihrer Liebe zu Gunsten des Königs. Nach langem Widerstreben ergiebt sich der Sohn dem Andringen der Mutter. Philaidens Flehen ist vergeblich. Medon entfernt sich zerrissenen Herzens den Tod zu suchen. Indessen hat Codrus die delphische Botschaft empfangen, den heiligen Götter-

spruch, welcher demjenigen Volke den Sieg verheißt, dessen König von der Hand des Feindes fällt. Schon ist er entschlossen sein Leben für die Freiheit seines Volkes zu opfern, als ein verrätherischer Ueberfall des dorischen Königs Artander eine allgemeine Verwirrung hervorbringt. Codrus wird gefangen. Er steht in Fesseln vor seinem Ueberwinder mit dem ganzen Stolze seiner moralischen und königlichen Würde:

„Ich bin ein König noch, obschon versenkt in Bande;
Ich bin durch List besiegt, doch nur zu deiner Schande.
Ich bleibe der ich wär, auch ohne Reich und Kron'
Und du bist nur ein Knecht auf dem entweihten Thron."

Auch die beiden Frauen fallen in die Gewalt des Siegers und Medon wird zu gleicher Zeit gefangen herbeigebracht. Der dorische Heerführer erkennt in dem Letzteren einen früheren Lebensretter und aus Dankbarkeit bewilligt er ihm die Freiheit eines der Gefangenen. Der Seelenkampf des Medon bei der schweren Todeswahl zwischen dem König, der Mutter und der Geliebten ist der Schwerpunkt der Tragödie. Alle wollen sterben und flehen sich gegenseitig um den Tod an. Die Mutter will den König retten, Philaide die Mutter. Endlich siegt die Stimme der Geliebten. Medon erringt die Erlaubniß mit seinem eigenen Leben das des Codrus auszulösen. Die Liebenden bereiten sich zum gemeinsamen Tode.

Indessen ist es dem durch Medon befreiten Codrus gelungen die Erfüllung des Orakelspruches von der Hand der feindlichen Wache zu erreichen. Er wird verwundet auf die Bühne gebracht. Unter Götterzeichen mit Donner und Blitz wird das feindliche Heer verjagt. Das liebende Paar segnend, stirbt Codrus. Der Dorierkönig stürzt sich in sein Schwert. Medon weist die königliche Würde zurück, weil kein Sterblicher würdig sei des Codrus Stelle zu ersetzen. Auch keine Klage soll sich erheben, denn:

„Sein Tod soll nicht beweint, er soll bewundert seyn!"

So ungefähr ist der Plan der Tragödie, deren Verfasser in einem beigegebenen Begleitschreiben selbst zugesteht, daß ihn die neuen französischen Tragödienschreiber verführt haben, eine so gekünstelte Composition zu verfertigen, und daß ganz gegen seine Absicht allzuviel Moral in das Stück gekommen sei. Wäre der Dichter, anstatt die Nachahmung zum Muster zu nehmen zur Quelle gegangen — die Größe und Einfalt der alten Griechen hätten seine Erfindung von sentimentaler Modegeziertheit wohl reinigen können; aber wir wissen, daß einfach sein die schwerste und höchste Kunst ist.

Lessing beurtheilte den Codrus in den Literaturbriefen nicht sehr günstig. — Er tadelt die vollkommenen Charaktere, vollkommene Engel, vollkommene Teufel, die Einförmigkeit der Gesinnung in den Hauptpersonen, das gespaltene Interesse, die Unklarheit und Unwahrscheinlichkeit der Verhältnisse u. s. w.

Nicolai hatte Lessing in Beziehung auf die Preisbewerbungsgeschichte aufgefordert selbst einen Plan für ein Codrusdrama zum Abdruck in der Bibliothek zu verfertigen. In einem Briefe Lessing's an Mendelsohn vom 18. Februar 1758 findet sich folgende Stelle:

„Bei der Correctur des Codrus", so schreibt er an den Berliner Freund, „habe ich mich meines Entwurfs zu einem Trauerspiel über diesen Helden erinnert. Ich würde die ganze Begebenheit in dem dorischen Lager vorgehen lassen. Das Orakel müßte beiden Theilen bekannt sein; und die Dorier müßten dieses Orakels wegen bereits seit einiger Zeit alle Schlachten sorgfältig vermieden haben. Aus Furcht den Codrus unbekannter Weise zu ermorden müßten sie in den kleineren Gefechten die Athenienser nur zu greifen, aber nicht zu tödten suchen. Diese würden hierdurch natürlicher Weise eine große Ueberlegenheit gewinnen, und diese Ueberlegenheit könnte so weit gehen, daß die Dorier den ganzen Krieg aufzuheben und Attika zu verlassen gezwungen würden.

Von diesem Zeitpunkte würde sich mein Trauerspiel anheben. Codrus, so würde ich nun weiter dichten, habe es erfahren, daß die

Dorier sich zurückziehen wollten und fest entschlossen, sich die Gelegenheit für sein Vaterland zu sterben, nicht aus den Händen reißen zu lassen, habe er sich verkleidet in das Lager der Dorier begeben. Hier giebt er sich für einen Megarenser und heimlichen Feind von Athen aus und findet Gelegenheit, den Feldherrn der Dorier zu überreden, daß die Athenienser das Orakel bestochen hätten, um ihnen eine so sonderbare Antwort zu ertheilen, durch die sie ihre Feinde zu schonen, sich gemüßigt fänden. Der Dorische Feldherr, der seinem Charakter nach eben so ungläubig ist, als sein Heer abergläubisch, beschließt hierauf alle gefangenen Athenienser auf einen Tag umbringen zu lassen und den Krieg fortzusetzen. Umsonst widersetzt sich ihm der Priester, der das Orakel geholt und zeigt ihm die Mittelstraße, die er zwischen der übermäßigen Furcht des Pöbels und der gänzlichen Verachtung des Göttersspruches halten solle. Er beharrt auf seinem Entschluß, in welchem ihm der verkleidete Codrus zu bestärken weiß. Der beleidigte Priester schlägt sich nun auf die Seite derer, die lieber zu viel als zu wenig glauben und bringt den gemeinen Soldaten auf, der den Rathgeber, den verkleideten Codrus in der ersten Hitze des Aufruhrs ermordet. Indem es nun bekannt wird, daß ihre Wuth das Orakel erfüllt, haben die athieniensischen Gefangenen, deren nach meiner Anlage eine große Anzahl seyn können, sich in Freiheit gesetzt und richten unter den Doriern eine so schreckliche Niederlage an, daß diese die Flucht ergreifen müssen."

„Was sagen Sie von diesen ersten Zügen?" setzt Lessing hinzu. „Man müßte sehr unfruchtbar seyn, wenn man nicht, ohne alle Episoden, fünf Aufzüge damit ausreichen könnte. Die meiste Kunst würde darin bestehen, daß die Person des Codrus immer die vornehmste bleibe und daß die verstellte Rolle, die er spielt, seinem Charakter und seinem edlen Vorsatz nicht nachtheilig würde."

Eine schlagendere Kritik ist nie geschrieben worden. Cronegk würde sie verstanden und ihr beigestimmt haben. Von all den damaligen Dichtern war keiner weniger zur Selbstbewunderung

geneigt als er. Er besaß den großen Vorzug, zu wissen was ihm fehlte.

„O warum hab' ich nicht den komisch feinen Geist,
Den auch die Nachwelt noch an Molieren preisst?
O, dächt' ich wie Voltaire! o, schrieb ich wie Racine,
Alsdann erwählt ich mir zum Predigtstuhl die Bühne."

Unwillkührlich erinnert man sich hierbei an Lessing's Wort, als er den Nathan zu schreiben begann: „Ich will wieder einmal meine Kanzel besteigen." Cronegk's „hätt' ich", „dächt' ich", „schrieb' ich" war freilich bei ihm überflüssig.

Poetisches Schaffen.

Was man in der Weite gewinnt, das macht man sich in der Enge innerlich zu eigen und schaltet damit, als hätte man es immer besessen.

Die Reiseeindrücke verwerthend, erwies sich Cronegk's dichterisches Talent in der engen Beschränkung des Anspacher Lebens überaus fruchtreich; er selbst in mittheilsamer Liebenswürdigkeit so anmuthig, daß selbst unser Uz in seiner sonst so steifen Prosa beredt wird und mit zarter Wärme sich ausdrückt, indem er das Bild des jugendlichen Dichtergenossen zu schildern versucht.

„Er war ein zärtlicher, liebenswürdiger Freund", heißt es in seiner Vorrede. „Seine Ankunft bereitete Leben und Vergnügen in unserer Gesellschaft aus. Seine Gespräche wurden durch ausgebreitete Kenntnisse lehrreich und durch seinen lebhaften Witz reizend gemacht. Er war mit Anstand fröhlich, ernsthaft ohne mürrisch zu seyn, zuweilen satirisch, aber ohne alle Bitterkeit. Das beste Herz schlug in seiner Brust. Von eitlem Stolze war er weit entfernt, so wie von aller, auch der feinsten Habsucht; liebreich gegen Jeder-

mann, rechtschaffen und untadelhaft in seinen Handlungen. Er war immer voll Einfälle und Erfindungen, ein Liebling der Musen, ein geborner Dichter.“

Wer hätte glauben sollen, daß bei so viel inneren Vorzügen, bei so günstigen Außenverhältnissen doch ein düsterer Schatten aus dem Leben des jungen Dichters nicht weichen wollte. War es die verlorene Jugendliebe oder ein anderer geheimer Kummer — eine leise Vorahnung des frühen Todes? — War es das Gefühl der geistigen Heimathlosigkeit, welches zuweilen Denjenigen schwer bedrückt, der, auf der Grenzscheide seiner Zeit, eine verhüllte Zukunft vor sich und eine abgeschlossene Vergangenheit hinter sich erblickt, deren keiner er sich innerlich anschließen kann? — Dem Aufleuchten des heitersten Muthwillens trat alsbald die dunkle Gestalt der Schwermuth entgegen; einer Schwermuth, die nicht Modepoesie war, sondern ein wirklich empfundenes menschlich tiefes Weh, welches den Glanz dieses jungen Lebens verdüsterte und seiner Dichtung eine trübe Farbe verlieh.

Die Freunde wünschten diese dunkle Falte mit sanfter Hand hinwegzuglätten. Ein herzlicher Brief von Gellert gab guten Rath. „Wenn man studirt und gereiset hat“, heißt es darin, „so ist die erste Belohnung eine liebenswürdige Frau und ein liebenswürdiger Sohn gleich dem Vater. Sie müssen heirathen! Ihr Herz soll ein zweites Herz glücklich machen und von ihm glücklich gemacht werden! Dazu sind Sie geboren. Lassen Sie den Lenz Ihrer Jahre nicht einsam verstreichen und glauben Sie mir, daß mein Leben zufriedener seyn würde, wenn ich diesen Fehler, diesen unersetzlichen Fehler nicht begangen hätte.“

Cronegk schien solchen Gedanken fremd zu bleiben. Er begnügte sich ausschließend in dem Freundeskreise zu verkehren, welcher sich um Uz gesammelt hatte. Hofrath Christ und Hirsch, Superintendent Junkheim, der ehemalige Hofmeister, Rabe, und noch einige andere Anspacher Gelehrte bildeten mit unsern beiden Freun-

den einen Verein, in dessen Mitte auf herzlich anregende, vertrauliche Weise Alles zur Sprache kam, was die Zeit brachte und die Geister bewegte. Im Uebrigen empfand Cronegk die Anspacher Umgebung widerstrebend, gleich einer feindlichen Macht. Wo ein Anflug von Bitterkeit und grollender Satire in seinen Versen sich geltend macht, da trifft der Spott fast immer die schwachen Schöngeister seiner Zeit oder die dunklen Flecken des Hoflebens und der Kleinstädterei. Es ging Cronegk in Anspach wie seinem Freunde Brühl in Paris; die vornehmen Kreise waren ihm die verhaßtesten.

Eine Andeutung solcher Art findet sich in einer Ode, welche zu den zierlichsten und feinsten von Cronegk's poetischen Arbeiten gehört. Sie ist an eine, leider unbekannt gebliebene, dichtende Freundin gerichtet und möge hier als gültige Probe von Cronegk's Gelegenheitspoesie in vollständigem Abdruck folgen.

An eine Freundin.

Wenn die traurige Nacht dämmernde Fluren drückt,
Wenn der Wandrer verirrt in dem betrübten Hayn,
Keinen Stern mehr erblickt
Und den zögernden Tag ruft; —

Wenn mit einsamem Ernst thauende Mitternacht
Schweygend, feyerlich herrscht, und der entwölkte Mond
Auf den Tanz der Dryaden
Heiter lächelnd herunter sieht; —

Wenn das flüchtige Heer, das sonst die Luft durchirrt,
In den Büschen verstummt und auf den Aesten ruht,
Singt mit reizenden Tönen
Noch die zärtliche Nachtigall.

Hier wo Dummheit und Stolz alles mit Nacht bedeckt,
Wo Verläumdung und Wahn schweygende Tugend drückt,
Singt die Freundin der Musen,
Singt die göttliche Chloris noch.

Stets sich selbsten nur gleich, bald wenn ihr heiterer Scherz
Frohe Reihen belebt; bald wenn mit edlem Ernst
Eine zitternde Zähre
Einsam schweygender Schwermuth fließt.

Sing! verachte den Neid! bleib in erhabener Ruh!
Wenn mit hämischen Blick, zornige Dummheit schilt!
Sing! es warten die Hayne
An dem Ufer des R . . . schon.

Sing! sie warten gerührt auf dein begeistertes Lied!
So sang Sappho vielleicht! Eben so hörten ihr
Die leukadischen Felsen
Mit verschwiegener Ehrfurcht zu.

Die Ufer des Rezatflusses mit den Felsen des Parnassos zu vergleichen ist eine gewagte Idee. Wenn aber der Odendichter des vorigen Jahrhunderts sich einmal auf den Flug begeben hatte, dann liebte seine Phantasie in der Weite und Höhe glänzende Abenteuer aufzusuchen. Wahrheit und Natur blieben unbeachtet zur Seite liegen oder vermochten, wo sie aufgenommen wurden, doch nur mit gebrochenem Lichte das bauschige Gewand zu durchleuchten. Cronegk war jung und zehrte an seinen Mustern, obschon ihm selber unbewußt in seiner Seele stets der leise Klang ertönte, der ihn über die Kluft des Jahrhunderts hinweg in die neue Zeit rief. — Er hatte keine Zeit dem Rufe zu folgen!

In dem Erkerzimmer der Kleinjägerstraße zu Anspach und in der Thurmstube des Schloßes zu Hohentrüdingen weihte er nach hergebrachter Weise seine guten Stunden den Musen. Neben dem Hof- und Justizamte und neben seinen Pflichten am Hofe flossen ihm die Verse unaufhaltsam aus der Feder. „Er schrieb und dichtete mit sonderbarer Leichtigkeit", sagt Uz.

Vorzugsweise im Verein mit Rabe gab Cronegk vom Jahre 1754 bis 1757 eine Wochenschrift unter dem Titel „der Freund" heraus, in welcher viele seiner später gesammelten Gedichte ihre erste Veröffentlichung fanden. Ein Exemplar dieses Buches war nicht aufzutreiben. Gellert hat es in seinen moralischen Vorlesungen in freundschaftlichster Weise angekündigt, weniger des Werkes, als der Person des Verfassers wegen, wie er selbst sagt.

Was nun Cronegk's dichterisches Schaffen überhaupt betrifft, so läßt sich, bei dem Mangel an brieflichen Nachrichten die Entstehungs-

zeit der einzelnen Gedichte nicht wohl bestimmen, wenn nicht Inhalt und Form an sich oder durch genauere den Gegenstand betreffende Andeutungen einen Fingerzeig geben. Es kann selbstverständlich nicht in dem Plane dieser Blätter liegen, das Wagestück einer kritisch chronologischen Darstellung im gelehrt literargeschichtlichem Sinne aufzunehmen, was sich auch kaum der Mühe lohnen würde. Für unsern Zweck genügt der Versuch, ein annähernd getreues Bild des Inneren, Eigenen, des Bleibenden unseres Dichters zu geben, ohne auf unbedeutende und unverbürgte Einzelheiten ängstlichen Werth zu legen. Nach dem Besten was einem Menschen gelungen ist, soll man ihn immer beurtheilen.

Unter solcher Voraussetzung muß von vorn herein eine Anzahl poetischer Ausarbeitungen aus der ersten Zeit des Anspacher Aufenthaltes, welche mehr moralischen als poetischen Werth haben, still bei Seite gelegt werden, wie: „An sich selbst", „Einladung auf das Land", „Stadtleben", „Glück der Thoren", u. s. w. Es sind Gellert-Uzische Nachahmungen, getragen von dem unvermeidlichen gereimten Alexandriner, der für uns in die Länge sehr ermüdend wird. Von den übrigen ernsten Gedichten sind, nach Lessing's Ausspruch einige von großer Schönheit. „Die Verse fließen sanft", sagt der unfehlbare Kritiker in den Literaturbriefen, „und doch nicht ohne Feuer. Der Dichter kennt die Welt, schildert feine Charaktere, hat moralische Einsichten und, was das Seltenste ist, Kenntniß in den schönen Künsten." — Dies Alles freilich, so müssen wir hinzusetzen, in der für uns ungenießbaren Form der damaligen moralischen Lehrpoesie.

Als Beispiel möge ein von Lessing besonders hervorgehobenes Lehrgedicht „Gewohnheit und Natur" dienen. Es behandelt ganz ausschließlich die menschlichen Gewöhnungen, welche, dem Willen der Natur zuwider, die Grenze der Vernunft und Sitte überschreiten und, zu Schwächen und Lastern gesunken, folgerichtig in sich selbst ihre Strafe finden. Der Satz:

„Gewohnheit und Natur ist was die Welt regieret,
„Die erste hat uns oft, die andre nie verführet."

Dieser Satz wird an einzelnen Beispielen erläutert. Der Dichter berührt scherzhaft seine eigene poetische Art oder Unart, indem er sagt:

„Oft hab ich, wenn ich fast Geduld und Schlaf verloren
Sogar in Versen selbst die Poesie verschworen,
Doch alles half mir nicht! —"

Das Resultat aber schließt sich zusammen mit einem seither vielgebrauchten Worte, welches auszusprechen Cronegk in seiner Vorliebe für die spanische Dichtung, vielleicht zum erstenmal den Muth hatte.

„Der Ritter wird verhöhnt mit ungerechtem Spotte;
In einem Stück ist stets der Mensch ein Don Quichotte."

Ein zweites Gedicht aus der erwähnten Reihe, welches einen feinen Wendepunkt in der Seele des Dichters zu bezeichnen scheint, führt den Titel „Günthers Schatten." Es läßt den Vorgänger und Märtyrer der neuerstehenden deutschen Poesie als Gespenst aus dem Grabe steigen um sein Schicksal und seine Verse der jungen Dichterwelt zur Lehre an's Herz zu legen.

„Schon warf der stille Mond mit ruhig blassem Scheine
Sein melancholisch Licht auf schaurig dunkle Hayne;
Es schwieg die Welt; der Thau sank langsam auf die Flur,
Und kühlte mit dem West die schlummernde Natur.
Noch wacht ich; heitrer Nacht nachdenkend heilig Schweygen
Kann den entbundnen Geist in seiner Größe zeigen."

So lautet die auch sonst öfters mit Vorliebe wiederholte Schilderung der Nacht zum Eingang des Gedichtes. Der Dichter übt in tiefer Einsamkeit ein voreiliges Richteramt über seine Vorgänger als vor dem endlich Entschlummernden zu jähem Schreck der Schatten des unglücklichen Günther aufsteigt:

„In blasser Majestät, ernst, furchtbar und doch schön.
Aus seinen Augen glänzt ein ruhig hohes Feuer,
Noch hing an seiner Hand die oft bethränte Leyer,
Und ein Cypressenzweig war in der linken Hand;
Zu seinen Füßen floß ein blendendes Gewand.“ —

Der Schatten führt seine Vertheidigung in schmerzlich zürnender Anklage, der Zeit, die ihn verkannt, der harten Menschen, die ihn zu Grunde gerichtet. Er führt eine versunkene Dichterschaar auf, deren Leben in Liebeskummer und Erdennoth freudelos erlosch.

„Kein Herz ist, das so treu, so stark, so zärtlich liebt
Als der dem sein Geschick den Trieb zur Dichtkunst giebt.“

„Doch“, fügt er hinzu:

„Doch frag nicht nach dem Glück, das ihm sein Lied erwarb,
Die Nachwelt les' es nicht, das Spencer Hungers starb.“

Als mahnendes Warnungszeichen tönt Günther's bekannte Grabschrift:

„Hier ruht ein Schlesier, weil Lieb und Glück nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
O Pilgrim, lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich noch sein Staub mit Lieb und Unglück an.“

Der Schluß ist eine Ermahnung zur Dankbarkeit für ein besseres Schicksal, zu größerer Weisheit und bescheidener Einsicht.

„Seyd mir an Redlichkeit, doch nicht an Fehlern gleich;
Ihr richtet über mich, die Nachwelt richtet euch.
Lernt Andre gütiger, euch selber strenger richten,
Glaubt ja nicht allzu früh, die goldne Zeit im Dichten
Sey jezt für Deutschland da! —“

Günther's Schatten verschwindet mit den bedeutsam verheißenden Worten:

„Im Hayn erwart ich dich!“ (37).

Fortsetzung.

Nach den Proben ernster Dichtung wenden wir uns zu der heiteren Muse unseres Freundes, und es geschieht dies, die Wahrheit zu sagen, nicht mit allzugroßer Zuversicht. Er ist auf diesem Gebiete jedenfalls weniger glücklich gewesen, als man von seinem Talent und von seiner Jugend erwarten durfte. Den muthwilligen Liebesliedern Cronegk's fühlt man, wie denjenigen des Freundes Uz, die Unwahrheit, und „bei aller sonderbaren Leichtigkeit im Dichten", die Mühe an, die sie gekostet haben. Demungeachtet wurden sie zu ihrer Zeit als vortrefflich und reizend erachtet. Man darf nur die ehemals berühmte Ramler'sche Liedersammlung durchblättern, um einzusehen, daß der herrschende Geschmack nichts Anderes wünschte und ertrug.

Daß wir so vieles, was früher die Menschen erfreute und erquickte, wie ein veraltetes Kleid bei Seite legen müssen, ist traurig, aber doch so natürlich. Alles Werdende muß seine Krone abgeben, wenn das Vollendete kommt. Wie viele Kronen werden fallen, die wir jetzt für ewig glänzend erachten?

„Sing, o singe nicht mehr ewiger Helden Muth,
Die die Freiheit erkämpft, würdig erkauft mit Blut.
Sing, sanfttönende Leyer,
Singe Lieder der Zärtlichkeit!"

So ruft sich der Dichter selbst zur Ermunterung" zu. Er fleht Amor und die Musen an, daß sie die Trauer aus seinem Herzen bannen.

„Macht mich wieder froh und munter,
Oder ich will nicht mehr singen,
Oder ich will statt der Oden
Nach der Art der Miethpoeten
Leich' und Hochzeitsverse dichten."

Und nun folgen die Doris, Chloris und Phyllis, die Selinden und Semiren, die Nerinen und Climenen in schäferlicher Weise mit den beliebten Refrains nach Art der französischen Couplets: „ich weiß nicht was“, „ich weiß nicht wie“, „Du weißt es schon“, u. s. w.

Mit viel größerem Glück hat Cronegk sich in einer Anzahl kleiner satirischer Gedichte versucht, welche in den gesammelten Werken fehlen, vermuthlich weil ihre Spitze gegen damals berühmte Persönlichkeiten gerichtet war. Sie gingen abschriftlich von Hand zu Hand, bis sie endlich in verschiedenen Zeitschriften Unterkunft fanden und es ist durch sie der Beweis gegeben, wie entschieden der Dichter in seiner Parteinahme gegen die alte Schule war. So muß ein Spottgedicht auf die poetische Krönung des Baron Schönaich durch Gottsched erwähnt werden, welches in Form eines Gespräches zwischen dem kleinen und großen Christoph das widerlich unartige Treiben des Gottsched'schen Kreises tadelt (39). Dann eine halb in Prosa halb in Versen, „aus dem Elysium“ geschriebene Epistel, die eine nicht sehr schmeichelhafte Schilderung des Anspacher Lebens enthält, und in welcher eine überlebensgroße böse Fee, die Verläumdung, viel beschäftigt ist den schwarzen Samen der Zwietracht zu streuen (40). Endlich eine kleine Reihe launiger Grabschriften auf die bekanntesten Häupter des Gottsched'schen Kreises. Sie erschien im Novemberheft des deutschen Merkur 1774 unter dem Titel ,,Monumenta virorum clarissimorum ex tenebris saeculi XVIII eruta (*), und es sind diese scharfgespitzten Epigramme theilweise von feiner und zierlicher Wendung. Die betreffenden Namen sind mit den Anfangs- und Endbuchstaben bezeichnet; sie ließen sich mit nicht allzugroßer Mühe in dem Meusel'schen Gelehrtenlexicon auffinden.

Viere seiner Opfer, für uns völlig unbekannte Namen, begräbt der Dichter gleich von vorn herein in einem Grabe:

„Warum so viel? Sie machen alle vier
Noch keinen ganzen Dichter aus.“

*) Denkmäler der berühmtesten Männer aus dem Dunkel des achtzehnten Jahrhunderts ausgegraben.

Ein frommer Mann und elender Reimer, wahrscheinlich ein Oberconsistorialrath Hermann in Dresden, kehrt im Himmel wieder um, weil er die Engel für Klopstock's Seraphe hält.

Von dem aus Mozart's Biographie so wohl bekannten Kunstmäcen, Baron von Grimm, heißt es:

„Wenn es wahr ist, was man thut sagen,
Daß elende Reimer die Gespenster verjagen,
So komm, du bist der rechte Mann,
Der Gespenster und Teufel vertreiben kann."

Auf den damaligen Director des Johanneums zu Halberstadt (Derling)

„O Wandrer, dieser kalte Stein,
Schließt einen kalten Dichter ein.
O Wandrer, dieser glatte Stein
Schließt einen glatten Dichter ein.
Herr D. — ling liegt unter diesem Stein.
Gott woll' dem armen Tropfen gnädig seyn!"

Den uns schon bekannten Baron von Schönaich, Verfasser der epischen Gedichte, Herodes, Heinrich der Vogler und der Hermaniade, besingt Cronegk in folgender Weise:

„Hier schläft ein Reimer Hochwohlgeboren;
Man las ihn nicht, das that ihm Zoren;
Drauf schimpfte schrecklich der Junkherr,
Man lacht ihn aus; er schrieb noch mehr.
Als seine Seel' zum Himmel kam,
Sanct Petrus ihn beim Arme nahm
Und sprach; Kaiser Heinrich ist da,
Komm ja der Thüre nicht zu nah!
Geh, guter Freund, geh weiter, traun
Der Kaiser schlägt dich blau und braun.
Drauf ging der Reimer zur Höllenbahn,
Da schnaubt ihn Charon schrecklich an
Und sagte: Hermann ist zu Haus,
Der kratzt dir gleich die Augen aus!
Herodes schwur bei seinem Bart,
Er wollt dich auch empfangen hart,

Drum fort mit dir! Er sprach kein Wort,
Der arme Schönaich und ging fort.
Drum Niemand weiß zu dieser Frist,
Wohin sein Geist gekommen ist."

Es mag genug sein an diesen Proben von Cronegk's satirischer Dichtkunst, welche damals um so mehr anerkannt ward, als man außer dem poetischen Werth auch den kecken Muth der dichterischen Einfälle unseres Anspach'schen Barons bewunderte.

Neben solch' muthwillig wucherndem poetischen Unkraut aber erblühte aus des Dichters Seele die Blume der religiösen Poesie in seltener Reinheit. Gleich einem befreiten Gefangenen streifte er hier die Ketten der Mode ab, die sonst wohl die Harmonie seiner Lieder vielfach störten. Cronegk's geistliche Gesänge haben große Verbreitung gefunden, und wenn der Name des Dichters auch vergessen ist, so tönen doch jetzt noch hie und da allsonntäglich in dem Munde einer versammelten Gemeinde die frommen Verse, die aus seinem kindlich gläubigen, Begeisterung strömenden Herzen geflossen sind.

So das Osterlied:

„Das Grab zerbricht und Gottes Sohn
Verläßt die todten Grüfte."

Dann das tief empfundene Psalmlied:

„Ich hoff auf keine Hülfe mehr
Als Herr von deinen Höhen."

Und wieder eines der schönsten Gesangbuchlieder, das man den Gellert'schen wohl an die Seite setzen darf:

„Der Herr ist Gott! Singt ihm ein Lied
In seinem Heiligthume!"

Hier ist besonders die letzte Strophe von kühnem dichterischen Schwung:

„Jauchzt, Völker, jauchzt: Gelobt sei Gott!
Preist ihn durch frohe Lieder!
Sagt, Berge nach: Gelobt sey Gott!
Ihr Thäler hallt es wieder!

Gelobt sey Gott! mit mächt'gem Klang
Dring unser hoher Lobgesang
Bis in die stillen Wüsten.
Der Frevler zittre — neuer Muth
Und frommer Andacht heilge Gluth
Erfüll das Herz der Christen."

Cronegk schickte diese Lieder an Gellert: „Sie werden drey geistliche Lieder mit diesem Briefe erhalten", schreibt er. „Ich habe es gewagt Sie nachzuahmen und erst durch die Nachahmung gefunden, daß Sie unnachahmbar sind."

Er fügt dann noch hinzu:

„Wenn ich doch bald so glücklich wäre Sie zu sehen; aber ich kann nichts bestimmen. Ich bin auf doppelte Weise ein Sclave, als Jurist und als Hofmann. Behalten Sie mich auch in der Entfernung lieb. Ich habe mein kleines Tibur zum Wohnhaus eingerichtet; da will ich im Sommer residiren und Trauerspiele schreiben, die besser sein sollen, als der Kodrus".

Es möge am Schluß dieses Abschnittes ein kleiner anekdotenartiger Bericht Raum finden, welcher zu den wenigen persönlich charakteristischen Erinnerungen gehört, die sich von unserem Dichter in Anspach erhalten haben. Bei seinen Lieblingsausflügen durch den die Stadt südlich begrenzenden ziemlich ausgedehnten Wald, die Feuchtlach genannt, nach der einsam gelegenen Silbermühle soll Cronegk häufig mit entblößtem Haupt und fliegenden Haaren, seine Verse laut memorirend erschienen sein, den Holzsammlern und Waldwächtern zum Schrecken, die den jungen Poeten für einen Irrsinnigen hielten. Um ihn vor ihren dienstwilligen Angriffen sicher zu stellen, ertheilte der über diese Vorgänge wohl unterrichtete Markgraf Karl „den Wildmeistern und Bettelvögten unter Androhung strenger Strafe den Befehl, bei Ansichtigwerdung des Dichters sofort alles Gesindel aus dem Wege zu räumen, damit Derselbe nicht ferner in seinen schönen Schöpfungen gestört werde."

Die Geschichte ist wunderlich genug um wahr zu sein, obschon

ein so seltsames Gebahren eigentlich nicht recht zu dem Bilde paßt, welches wir bisher von unserem Dichter gewonnen haben. Indeß mochte es ja wohl geschehen, daß er in dem Drange seines poetisch bewegten Herzens der residenzlichen Luft entfloh, um in dem unwirthlichen Gehölz mit seinen kleinen öden Wiesenflächen und seinen unheimlich finstern Teichen eine Freistatt zu suchen. Wer mag sich wundern wenn im wilden Gestrüpp die gepuderten Locken und die gestickten Manschetten Noth gelitten haben? Werden nicht Kopf und Herz des Dichters in den Vorzimmern und Sälen der markgräflichen Residenz noch schlimmer mitgenommen worden sein ([41])?

Eine erwünschte Unterbrechung der einförmigen Lebensweise hatte unserem Cronegk wirklich eine Reise nach Leipzig gebracht, wo er sich am Wiedersehen seines Freundes und Lehrers stärkte und mit Christian Felix Weiße ein herzliches Bündniß schloß. Auch Gleim lernte er auf dieser Reise kennen. In einem Briefe von Uz an Gleim Nov. 1755 heißt es: „Herr Hofrath von Cronegk hat außer andern unendlichen Lobsprüchen von dem schalkhaften Herrn Gleim, der ihm, wie er mir das verbindliche Compliment macht, besser gefällt als ich, dieser hat mich versichert, daß Sie noch mein Freund wären."

Was das Verhältniß mit Weiße betrifft, so hat es sich in der Folge mit gleicher Herzlichkeit auf Uz vererbt, welcher bis zum Tode mit Weiße in ununterbrochenem freundlichen Briefwechsel stand; ein Briefwechsel auf den zurückzukommen, wir später Gelegenheit haben werden.

Der Krieg.

Es war zu dieser Zeit ein großes und schweres Leben in Deutschland. Der Sturm des siebenjährigen Krieges war erwacht und fand mit seinen Schrecken und seiner Erhebung Wiederhall in jedem deutschen Herzen. Man wußte, daß es nicht um Schlesien ging,

sondern daß die Zeit gekommen war, wo, wie die Bibel sagt, die Todten ihre Todten begraben sollten, damit ein neues Leben Raum gewänne.

Der Zustand an dem Anspacher Hofe war tiefe Versunkenheit in sittlicher wie in politischer Hinsicht. Einer von den vielen Diplomaten, welche unter dem Namen Seckendorf damals in verschiedener Herren Länder, das Staatsruder lenken halfen, hatte, nachdem er seinen Vorgänger gleiches Namens verdrängt, die Gewalt an sich gezogen und den Markgrafen vermocht, sich der österreich'schen Seite zuzuneigen ([42]). Der unfähige Fürst war durch den Einfluß seines Ministers und des kaiserlichen Gesandten an seinem Hofe ([43]) unter eine Art stiller Vormundschaft gerathen, die er schmerzlich empfinden mochte, ohne sich ihrer erwehren zu können. Im Mai 1757, als ein kleines preussisches Corps dem Anspacher Lande sich näherte, hatte der Hof die Flucht ergriffen. In steter Aufregung, von Reue und tiefem Verdruß erfüllt, durch unmäßigen Trunk erhitzt, von dem wilden Jagdleben aufgerieben, ward der Markgraf auf seinem Schlosse zu Triesdorf vom Schlag gerührt. Er starb im August des Jahres 1757.

Zu dem an sein Sterbelager tretenden Geistlichen sprach der bibelfeste Herr voll grollenden Unmuthes: „Es ist genug! Ich bin nicht besser als meine Väter waren.“ (Buch der Könige 19. 4.) Es waren dies seine letzten Worte und sie sind sein Leichentext geworden.

Als der Trauerzug von der Triesdorfer Straße her zur Stadt kam, strömte ihm eine Menge Volkes entgegen, nicht zum ernsten Geleite, sondern in schadenfrohem Toben, gleich als würde ein Räuber und Friedensbrecher, der die Stadt lange erschreckt, endlich in Ketten und Banden eingeliefert.

Von solchen naheliegenden Vorgängen findet sich in Uzens vielen und Cronegk's wenigen Briefen nicht die geringste Erwähnung. Auch die großen Ereignisse des Tages: gewonnene und verlorene Schlachten, das geopferte Leben so vieler Tausende, die Noth des

deutschen Vaterlandes wagte man kaum mit einem ehrlichen Worte zu berühren. Der Strom der Empfindung flüchtete sich mit allem Jammer und mit aller Begeisterung in die poetische Form. Gewaltsam aufgedämmt stürzt er sich mit um so größerer Wucht in das Bette, welches ihm durch den Vers bereitet war.

In diesem Sinne ward Cronegk's Gedicht „der Krieg", durch Lessing als eines der besten von den in jener Zeit entstandenen anerkannt.

„Warum erhebt ein kühnes Feuer
Nicht mehr die still gewordne Brust?
Warum verstummst du, träge Leyer,
Sonst meiner Jugend Ruhm und Lust?
Hinweg mit stolzen Lorbeerzweigen!
Die liederreichen Wälder schweigen,
Und öde steht der Helikon.
Verscheucht vom kriegrischen Getümmel
Entfloh die holde Ruh zum Himmel —
Die Musen sind mit ihr entfloh'n."

„Sie stiegen sonst oft lächelnd nieder
Und hüpften scherzend durch die Flur.
Empfindung waren meine Lieder
Und meine ganze Kunst Natur.
Sie lehrten mich die Welt verachten
Nie nach entfernten Gütern schmachten,
Nie stolzen Thoren Weihrauch streu'n.
Ich fühlt' ein himmlisch Feuer glühen;
Mein Geist zerfloß in Harmonien;
— — — — — — —."

„Der Jugend erster Morgen entfloh, mit ihm die Zeit der Dichtkunst," so heißt es weiter. „Ernst und Sorgen nahen sich; der Mittag winkt dem Abend zu. Und wäre auch das jugendliche Feuer nicht verglüht, die Leier würde dennoch schweigen; wer möchte ihren sanften Klang vernehmen, bei Flammen, Mordwuth, und den Thränen der Verzweiflung, bei dem Stöhnen der Sterbenden und dem Triumphgesang der Sieger?"

„Die Laster Deutschlands zu bestrafen
Hat Gott den Krieg herabgesandt.
Er braucht nicht seiner Himmel Waffen,
Er braucht der Deutschen eigne Hand.
So wild als ungestüme Meere
Ergießen sich erzürnte Heere
Weit über das erschrockne Feld.
Die Unschuld weint, die Schwachheit zaget,
Der Weise wird im Tod ein Held."

„Wenn Wolken den Olymp umziehen
Und schnelle Nacht den Pol verhüllt,
Wenn die verscheuchten Sänger fliehen,
Die mit Gesang den Wald erfüllt;
Wenn sich bei nahenden Gewittern
Die Flur entfärbt, die Wälder zittern,
So flieh'n erschrocken Lenz und Tag.
Es eilt das Wild sich zu verstecken,
Es blitzt — die Felder steh'n voll Schrecken
Und warten auf den Donnerschlag."

„So zittert Deutschland. — Städte sinken
Und Länder werden Wüsteney'n.
Die abgemähten Felder trinken
Das Blut erschlag'ner Helden ein.
Ein Heer von fremden Völkern ziehet
Erhitzt einher; der Landmann fliehet,
Der Waffen Glanz besiegt den Tag.
Der Krieg kommt furchtbar in Gewittern,
Er kommt! die Völker sehn's und zittern
Und warten auf den Donnerschlag."

Der Dichter ergeht sich in den Schilderungen der Kriegesschrecken. Er gedenkt dann der Nachwelt, „die mit Staunen erfahren wird, wie reich an Helden, an Unglück und an Thränen diese Zeit gewesen ist", und fährt dann fort:

„Ihr könnt von Friedrichs Lorbeern singen,
Erhabne Dichter künft'ger Zeit!
Ihn trägt der Ruhm auf ew'gen Schwingen
Zum Tempel der Unsterblichkeit.
Singt Böhmens unwegsame Höhen,
Singt Lowositz und Prag's Trophäen,

Singt das an Siegen reiche Heer!
Noch ist der Deutschen Lied zu niedrig,
Achill war nicht so groß als Friedrich
Und von Achillen sang Homer."

„O kämpft ihr ächten deutschen Heere,
Für Freiheit und Religion!
Kämpft muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon.
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken
Ich fühl' ein heiliges Entzücken! —
Was flieh'n für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft Deutsche! Gott, der euch begleitet,
Gott ist es selbst, der für euch streitet
Und Friedrich muß sein Werkzeug seyn."

Das Gedicht ist ohne Zweifel im Anfang des Sommers 1757 geschrieben, da Lowositz und Prag darin genannt ist, Collin und Roßbach aber unerwähnt bleibt.

Die Begeisterung für Friedrich den Großen war damals schon eine fast allgemeine, wie denn auch Cronegk das preussische Heer das wirklich deutsche nennt. Da es Erdenschicksal ist, daß keine Geistessaat für das Völkerleben ohne Kampf zur Reife kommen soll, so begrüßte man auch diesen blutigen Sonnenaufgang mit begeisterten Wünschen, die ihren Wiederhall in der Poesie fanden. So sehr sonst Kriegesstürme der Kunst ein feindliches Element sind, so sah hier der prophetische Blick der Dichtung den König Friedrich, den Helden der vaterländischen Geistesfreiheit über dem Qualm und Getümmel der Schlachten als poetische Lichtgestalt in hellem Glanze schweben.

Der Helikon war nicht öde, nicht verlassen, wie Cronegk sagte. Durch alle die schrecklichen Jahre des Krieges hat der deutsche Gesang kaum einen Augenblick geschwiegen. Den großen Friedrich besangen alle Dichter — Gleim und Ramler voran — in vollem Chore. Klopstock allein konnte es ihm nicht verzeihen, daß er der deutschen Sänger nicht achtete.

„Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands
Muse schützen, auch so mit Ruhm dich krönen

Durch den schöneren Lorbeer
Decken des andern Blut;
Gleimen sandte sie dir und sandte Ramlern
Dich zu fragen. Und Du? Daß sie ihr Auge
Niedersenkte, die Wang ihr
Flammte von rötherer Scham,
So antwortetest du!" — —

„Er siegt, mein Perseus siegt! Ihr Freudenzähren
Erstickt nicht meinen Lobgesang!"—

heißt es in Ramler's Lied der Nymphe Persanteis:

„O Fluten meines Stromes erzählt in allen Meeren,
Des Drachen Untergang."

Eigentlich hatten sie es gut, diese Dichter, in sicherer Studirstubenbegeisterung ihren Antheil an Friedrich's Lorbeern vorweg zu nehmen! — Doch dies ist Künstler- und Poetenrecht. — Friedrich's Undank hat ihren Ruhm nicht beeinträchtigt.

Unserem Cronegk ist seine Siegesfreudigkeit wohl schwer genug geworden. Er hatte kurze Zeit vor der Entstehung des mitgetheilten Kriegsgedichtes das Theuerste verloren, was er auf der Erde besaß.

Brief an Gellert vom 21. April 1757.

Liebster Gellert!

Schreiben Sie die lange Verzögerung meiner Antwort auf Ihren lieben freundschaftlichen Brief diesmal keiner Nachlässigkeit zu. Ihr armer Cronegk hat in der That geraume Zeit her viel ausgestanden. Eine Mutter, der ich meine Auferziehung, meine Art zu denken, kurz der ich alles, was vielleicht Gutes an mir ist, mein Herz, zu verdanken hatte, diese Mutter habe ich verloren. Mein bejahrter Vater und sein ganzes Hauswesen ist nunmehr meiner Sorge anvertraut, die Geschäfte meines Berufes nehmen täglich zu, und doch sind die schönen Wissenschaften noch immer der Trost meines Lebens. Wenn ich einen heiteren Augenblick genießen kann, so wende ich ihn

an um an einem neuen Trauerspiel zu arbeiten, wovon ich Ihnen nächstens den ersten Aufzug schicken will.

Ihre Lieder sind gedruckt, dies habe ich aus den Zeitungen gesehen. Morgen hoffe ich sie aus Nürnberg zu erhalten und ich freue mich zum voraus darauf. Fahren Sie fort, liebster Freund. Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht, auch noch nach Jahrhunderten, einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte. Wie viel Gutes werden Sie nicht stiften, auch bei unsern Nachkommen! Wie stolz bin ich, daß es mir vergönnt ist, mich Ihren Schüler, Ihren Freund zu nennen. Ich verlange es nicht und ich darf nicht darauf hoffen der Nachwelt bekannt zu werden. Wenn sie nur einmal sagt: Cronegk lebte; er war ein Freund des vortrefflichen Gellert dies ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann. Ich umarme Sie in Gedanken und bin

Ihr zärtlicher Freund
Cronegk.

Es bleibt uns noch übrig die letzten Früchte dieses zu frühem Ende bestimmten Dichterlebens zu sammeln. Cronegk hat es oft ausgesprochen, daß die schönen Wissenschaften die Freude seines Lebens und sein einziger Trost im Leiden waren. Auch jetzt, da der Tod der Mutter alle schwermüthigen Gewalten seiner Seele entfesselte, fand er Frieden in den Studien und in dem sanften Klang seiner eigenen Verse.

„Wenn auf des Lebens dunklem Pfad
Die Seele trostlos irrt,
Und ohne Schutz und ohne Rath
Der Schwermuth Beute wird,

Dann sanfte Laute, töne du
Bey stiller Mitternacht
Mir Hoffnung Trost und Ruhe zu,
Daß sie mich glücklich macht.

Entfernet von der Thoren Hohn
Lehrst du mich ruhig seyn;

Mein Leben sey, so wie dein Ton,
Still, anmuthsvoll und rein.

Der prächtigen Trompeten Klang
Ist schön, doch fürchterlich.
Ganz leise tönet mein Gesang,
Ganz reizend nur für mich.

Der Lorbeer bleibt beständig grün
Den uns die Muse reicht.
Wenn auch die Zeiten schnell entflieh'n
Der Jugend Scherz entweicht.

Mein Alter sey nicht freudeleer,
Nicht ohne Scherz mein Lied!
Der Tod ist nur dem Thoren schwer.
Dem sterbend Alles flieht."

Letzte Arbeiten.

Die lieblich befriedigte Stimmung des Dichters, wie sie in den, am Schlusse des vorigen Abschnittes angeführten Versen harmonisch sich abschließt, wollen wir als versöhnenden Grundaccord festhalten, und ihn uns nicht verdüstern lassen durch krankhafte Reflexionen und Gefühlszustände, welche unserem jungen Freunde bei seinen spätesten Arbeiten nur allzuhäufig die Hand geführt haben.

Zu diesen letzten seiner poetischen Erzeugnisse gehört zunächst die Dichtung, durch welche er, unter dem wieder aufgenommenen Titel „Einsamkeiten", das Andenken der entschlafenen Mutter feierte. Es sind diese Gesänge vielleicht nach Inhalt und Form gereifter als die erwähnten elegischen Liebesklagen desselben Titels; doch spricht sich darin der gebrochene Jugendmuth auf eine fast peinliche Weise aus.

„Einsame Gegenden, wo die Natur mit schauerndem Ernste
Schweyget! — Oede Gefilde, die nur die Schwermuth bewohnt!
Furchtbare Felsen! — Verbergt mich der Welt! Die trostlose Seele

Sehnt sich nach Stille! — Die Welt, mein Herz und Alles ist öde —
Alles ist still wie das Grab. — —
— — — O Funke vom ewigen Lichte,
Sonne verbirg den traurigen Strahl! Sieh — Alles ist öde."

In diesem Tone geht es weiter. Serena erscheint und tröstet den Unglücklichen mit der Weisheit der Entsagung.

Auch den uns nun schon vertraut gewordenen edlen Kunstrichter, Lessing, haben die poetischen Kümmernisse des armen Cronegk nicht rühren können. „Wie verdroß es mich", so läßt er sich in den Literaturbriefen vernehmen, „als ich in dem zweiten Band der Cronegk'schen Schriften Einsamkeiten antraf; Einsamkeiten von allerlei Gattung, in Reimen, Hexametern, in sechs und wieder in zwei Gesängen. Wenn unsere Dichter den Young nachahmen wollen, warum borgen sie ihm nur die Manier ab?"

Doch wir wenden uns zu Cronegk's letzter dramatischer Arbeit, in welcher eine ähnlich schmerzhafte, doch viel gehobenere Stimmung herrscht als in den eben genannten Gedichten. Es ist das unfertig gebliebene Trauerspiel Olinth und Sophronia, welches durch fremde Hülfe vollendet (44), später der neuerrichteten Bühne in Hamburg und Lessing's Dramaturgie zur Eröffnung diente.

Der Gegenstand des Stückes ist die bekannte Liebesepisode aus Tasso's befreitem Jerusalem, welche Cronegk nach seiner Weise, in den Kreis des christlichen Märtyrerthums übertragen hat. Es ist dieses Werk in Beziehung auf das Leben des Verfassers vielleicht von besonderem Interesse weil es aus innerlichen Kämpfen hervorgegangen zu sein scheint, die der Zeit angehörten, in welcher es entstand, und Widersprüche enthält, deren Lösung damals noch in unsicherer Ferne lag.

Was die Form betrifft, so finden wir den unvermeidlichen gereimten Alexandriner, der sich von Perrücke und Staatsdegen des Schauspielers kaum je trennen ließ, vereinigt mit einer Art von freier Nachbildung des antiken Chors in durchaus lyrischem Styl, wozu das Auftreten der christlichen Gemeinde in Jerusalem benützt

worden war. „Der Dichter wollte einen Versuch thun, ob nicht die Chöre wieder eingeführt und durch selbige die Aufzüge besser miteinander verbunden werden könnten“, sagt Uz. Die größten Gegensätze jedoch offenbart der Inhalt des Stückes in religiöser Beziehung. Neben einer leidenschaftlichen Frömmigkeit, welche nach der stets hinter den Coulissen in Aussicht stehenden Marterkammer als nach dem Gipfel der Glückseligkeit trachtet, spricht sich der tiefste Groll gegen jedwede priesterliche Herrschbegier und Glaubensunterdrückung aus. Das schwere Wort:

„Der Himmel kann verzeih'n, allein ein Priester nie.“

pflegte bei der Aufführung stets die größte Wirkung hervorzubringen. Ob die irdische oder die himmlische Liebe Siegerin bleiben sollte, ist am Schlusse des vierten Aktes — so weit reicht Cronegk's Bearbeitung — noch eine ungelöste Frage.

So viele Fehler und Schwächen man der Composition im Einzelnen nachweisen kann (es genügt die ersten Blätter von Lessing's Dramaturgie aufzuschlagen), so läßt sich doch im Ganzen ein groß dahinströmender Zug und eine fremdartig glühende Färbung nicht verkennen, welche diesem Drama eine gewisse Wirkung auf Gemüth und Phantasie des Lesers sichert, wenn auch für die feine geistige Befriedigung vieles zu wünschen übrig bleibt.

Hier der Tragödieninhalt in übersichtlicher Weise:

In der Hauptmoschee zu Jerusalem wird ein Crucifix bewahrt, welches die Ungläubigen auf eine Prophezeiung hin, als Schutz gegen die Einnahme der Stadt durch das vor den Thoren harrende christliche Belagerungsheer, auf das Sorgfältigste bewachen. Olinth, ein Günstling des Sultans, heimlicher Christ, entwendet das Wundergebilde, um es in das Lager seiner Glaubensgenossen zu bringen. Der Sultan will in seiner ersten Wuth den Raub durch Vertilgung aller in Jerusalem weilenden Christen rächen. Eine edle Christin, Sophronia, giebt, ihr Volk vor dem Untergang zu retten, sich selbst als die Schuldige an.

Olinth, der sie im Stillen liebt, tritt mit dem Geständniß seiner That hervor, und es entsteht der schon im Codrus benützte Wettstreit um Tod und Leben, bei welchem sich Olinth's Vater, Evander, und Sophronia's Freundin, Serena, in gleicher Gesinnung betheiligen. Die Entscheidung wird durch die persische Prinzessin Clorinda herbeigeführt, welche, in glühender Leidenschaft für Olinth, Diesem Herz und Thron anbietet, dann in eifersüchtiger Raserei Sophronien morden will und schließlich, gerührt durch deren Reinheit und Größe, Verzeihung von dem Sultan zu erlangen geht. Daß der fünfte Act für eine neue Wendung berechnet war läßt sich erwarten. Der Chor begleitet die Handlung mit ängstlicher Theilnahme und vertrauungsvollem Gebet. Er ist ganz für den musikalischen Vortrag berechnet.

Chor.

Der Jordan fließt betrübt vorbei,
Der Hermon schallt von Klaggeschrei
Und vom Geräusch der Waffen wieder.

Eine Hälfte des Chors.

Der Schickung Macht bestraft mit Recht
Der Menschen sicheres Geschlecht
Und kehrt in Schluchzen ihre Lieder.

Andere Hälfte.

O Vorsicht steh der Unschuld bei
Und sieh vom Himmel auf uns nieder

Arie.

Töchter Zions helft mir weinen!
Fließet Zähren! Klagen tönt!
Der Tyrannen Zorn und Wüthen
Scheint der Allmacht Trotz zu bieten,
Und die Unschuld steht verhöhnt.

Chor.

Trost und Hülfe wird erscheinen;
Nach den Schmerzen, nach dem Weinen
Wird die Tugend erst gekrönt.

Cronegk's Tod.

Wir sind am Ziele von Cronegk's kurzer Lebensbahn. Uz setzt das Scheiden des Freundes in seiner Biographie auf den 31. December 1758, was jedenfalls nur aus Versehen geschah, indem aus der Verhandlung bei Gelegenheit der Krönung des Codrus, so wie aus verschiedenen Briefen und andern unwiderlegbaren Beweisen zweifellos hervorgeht, daß die Neujahrsnacht von 1757—58 ihn dem Leben entrissen hat.

Cronegk war in der Mitte des Monats December 1757 nach Nürnberg gereist, um seinen, als General der fränkischen Truppen dort verweilenden Vater zu besuchen. Kurze Zeit nach der Ankunft wurde er von den Pocken befallen.

Der traurige Verlauf der Krankheit soll mit den Worten des Freundes berichtet werden:

„In voller Gelassenheit machte sich Cronegk sogleich auf Alles gefaßt, was ihm begegnen konnte und setzte eine schriftliche Disposition auf, wie es mit einigen Dingen nach seinem Tode gehalten werden sollte. Man sah bereits, da das Uebel seine höchste Spitze erreicht zu haben schien, hoffnungsvoll einer baldigen Genesung entgegen. Aber an dem letzten Abend des Jahres überfiel ihn um fünf Uhr Abends unvermuthet ein gewaltiges Stecken auf der Brust, wobei sich die Hitze vermehrte, bis gegen zwölf Uhr die Gewalt der Krankheit in Convulsionen ausbrach, welche ein Viertel auf Ein Uhr seinem Leben ein Ende machten. Er starb in einem Alter von sechs-

undzwanzig Jahren mit der Standhaftigkeit eines Weisen und Christen."

Weiße erwähnt in seiner Selbstbiographie eines Briefes, welchen Cronegk auf seinem Todtenbette an ihn geschrieben habe. Dieser Brief ist nicht mehr vorhanden. Sehr ausführlich spricht Gellert sich über diese traurigen Vorgänge in einem Schreiben an den Grafen von Brühl aus. Hier heißt es vom 22. März 1758:

„Ja, guter Moriz, erfahren Sie es, denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk ist nicht mehr, unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, iu der ersten Stunde uns entzogen worden. Sein Verlust hat mich tief gebeugt. Ich warf mich bei der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich einige Wochen vorher meinen eigenen Tod erwartete, und weinte. Der selige Jüngling! Die Blattern haben ihn an einem fremden Orte überfallen und am neunten Tage getödtet. Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vorher hat er an verschiedene Freunde geschrieben und zugleich selbst seine Verordnungen aufgesetzt. Nach diesen wird seine Bibliothek verkauft und die Summe in drey Theile getheilt. Einen erhält sein erster Hofmeister Rabe, den andern Uz, der Dichter; der dritte Theil soll einige Hausarme erquicken. Mir hat er sein Portrait und seinen Ring zum Andenken hinterlassen. Seine letzten Worte waren: „Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg?"

Wir theuerster Graf, wir sehen ihm nach und folgen ihm auf der Bahn, auf welcher er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte gerne als Dichter ihn beweint; aber in meinen jetzigen Umständen ist dieses eine unmögliche Pflicht."

„Die Freude ist aus meinem Leben gewichen. Mein Verlust ist unersetzlich", hatte Uz an Grötzner geschrieben.

In seinem Brief an Gleim heißt es:

„Ich habe einen großen Verlust erlitten. Der liebe Hofrath von Cronegk ist am ersten Tage dieses Jahres zu Nürnberg an den

Blattern gestorben. Wie viel Thränen hat mich dieser Tod gekostet! Er hat gelebt als ein Weiser und ist gestorben als ein Weiser. Sein Verlust ist unersetzlich für mich. Sie werden ihn gewiß bedauern, denn er schätzte Sie hoch und erinnerte sich oft mit Vergnügen an den Tag, welchen er mit Ihnen in Leipzig zugebracht. Das Gedicht auf seinen Tod, das ich gemacht habe, ist noch nicht gedruckt, sonst würde ich es Ihnen mitgeschickt haben. Sie sollen es aber mit Nächstem bekommen."

In Uzens Gedichten, so wie am Schlusse des zweiten Bandes von Cronegk's Werken ist nachfolgendes Gedicht abgedruckt, welches sich nur auszugsweise zur Mittheilung eignet.

Auf Cronegks Tod

Wir warteten umsonst von Cronegks Tod zu singen,
Auf späten Trost entfernter Zeit,
Noch jetzt umschattet uns mit fürchterlichen Schwingen
Die unbesiegte Traurigkeit.
Umsonst gelobten wir den schlafenden Gebeinen
Ein Lied, ein unvergänglich Lied: —
Wir denken Cronegks Grab und weinen
Und ach, die Muse flieht!

Uz beklagt den frühen Tod des Freundes, dessen schöne Jugend selbst von der sonst theilnahmlosen Menge bedauert wird, obwohl sie ihn nur halb gekannt. Wie sollten wir, die Nahen, die Freunde, mit denen er litt und sich freute, ihn nicht beweinen?

Den Edlen, den sein Herz mehr als Geburt geadelt
Und keine niedre That entehrt;
Den kühne Schmähsucht selbst nur leis und schüchtern tadelt,
Nur bei dem Pöbel, der sie hört.
Der Tugend ächten Freund, doch einer sanften Tugend,
Die von den Grazien geschmückt
Umkränzt mit Rosen muntrer Jugend,
Durch stillen Reiz entzückt.

Wenn Cronegk um uns war — o welche schöne Stunden!
O goldne Zeit, die schnell verstrich!

Hält nun ein dunkles Grab den leichten Scherz gebunden,
Der nie von seinen Lippen wich?
Dies glückliche Genie, das flüchtig gleich dem Blitze
Durch alle schöne Kenntniß flog,
Und Süßigkeit mit scharfem Witze von allen Blumen sog?

„Die Musen haben das Haupt ihres Lieblings mit frühen Lorbeern gekrönt. Deutschland sollte durch ihn den Schmuck der Bühne, den griechischen Cothurn gewinnen. Umsonst! Sein Saitenspiel ist verstummt, Melpomene weint und die Musen seufzen ihre Klagen nach. Er ist auf ewig dahin, ohne seine Reife und den ihm gebührenden Ruhm erlangt zu haben. Der schmerzliche Zweifel wagt bis an die göttliche Ordnung und Güte heranzutreten und fragt vermessen nach dem Grunde solcher Schickung. Die Trauer, die nur stets zur Erde schaut, will sich gegen den göttlichen Verstand empören. Doch allzulaut ruft seine Stimme; sie sagt uns, daß, was auf Erden nicht zur Reife kam, in einer besseren Welt zu ewiger Blüthe gedeihen wird. Wo wäre ein Trost für unser Leid, wenn wir diesen Glauben nicht hätten!“

„Wir singen deinen Ruhm und schildern fernen Tagen
Dein Herz und unsre Freundschaft ab.
Die Nachwelt muß um dich aus unsern Liedern klagen,
Sie streue Blumen auf dein Grab!
Wir werden späte noch dir manche Thräne schenken;
Auch wenn wir künftig uns erfreu'n
Soll unsres Cronegks Angedenken
Uns immer heilig seyn.“

Rückblick.

Ehe wir uns wieder zu Freund Uz begeben, möge es erlaubt sein, noch einen Blick auf die letzten Abschnitte zurückzuwerfen.

In Lessing's Dramaturgie heißt es: „Cronegk starb allerdings für unsere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet sich sein Ruhm mehr

auf das, was er nach dem Urtheil seiner Freunde hätte leisten können, als was er wirklich geleistet hat. Und welcher dramatische Dichter aus allen Zeiten und Nationen hätte in seinem sechsundzwanzigsten Jahre sterben können, ohne die Kritik über seine wahren Talente eben so zweifelhaft zu lassen?"

Vielleicht darf man noch weiter gehen und sagen, daß Cronegk's frühreifes Talent auf der eingeschlagenen Bahn schwerlich zu großer Höhe gelangt sein würde. Es lassen sich dafür mancherlei Gründe anführen. Einer davon ist, daß der so früh Verstorbene — man möge das Wort nicht mißdeuten — zu ausgesucht vortrefflich, zu unwandelbar liebenswürdig als Mensch gewesen ist, um als Dichter eine eben so hohe Stufe einzunehmen. Es fehlte ihm die im Leben oft nicht sehr bequeme Art von rücksichtsloser Unbeirrtheit, welche aus dem angebornen Maaße des schöpferischen Talents hervorgeht und namentlich in der Jugend ein besonderes Kennzeichen des selbstständigen Genies ist.

Hätte Cronegk aber Zeit gehabt Lessing's Kritik auf sich wirken zu lassen, und wäre es ihm gelungen in die Tiefe der Shakespear'schen Welt unterzutauchen, so würde er vielleicht aufgehört haben große Trauerspiele zu schreiben; dafür würde seine feine Empfindung, sein zierlicher Witz, seine Formengewandtheit, trotz aller Young'schen Melancholie, möglicherweise für die Ausbildung des deutschen Lustspiels folgenreich geworden sein. „Um die Zuschauer lachen zu machen muß man lange ernsthaft gewesen sein", sagt Lessing.

Alles in Einem genommen, gehörte Cronegk zu den auserwählten Uebergangsexistenzen, welche selten dazu gelangen, Großes zu leisten, weil ihrem, an Vergangenheit und Zukunft gebundenem Talente der feste Boden einer heimathlichen Gegenwart fehlt. Sie sind recht eigentlich vom Schicksal zu Gliedern eines geistigen Märtyrerordens ausersehen. Für die allgemein geschichtliche Betrachtung liefern sie die feinsten Merkzeichen.

Cronegk's Tragödiendichtung enthüllt uns besonders deutlich

den Gegensatz zwischen der hergebrachten Musterform und dem, der neuen Richtung angehörenden Bestreben nach individueller Seelenschilderung. Die vielfachen, künstlich gewebten Verschlingungen seiner dramatischen Plane, welche den halb erkannten Schaden verdecken sollten, dienten nur dazu ihn um so schärfer hervortreten zu lassen. Man sieht wie Altes und Neues hier einander gegenüberstehen, ohne sich die Hand reichen zu können.

In den lyrischen Gedichten, wo der Zwiespalt zwischen der Einsicht und dem künstlerischen Vermögen sich leichter auszugleichen vermochte, finden sich viele Stellen, welche den Glauben an eine künftige höhere deutsche Dichtung mit voller Klarheit ausdrücken. Uz hätte das gewichtige Wort; „daß die goldene Zeit im Dichten für Deutschland noch nicht da sei", nie aussprechen können. Cronegk hat es gethan und seine ganze poetische Wirksamkeit war von dieser Anschauung geleitet und durchdrungen.

So dürfen wir den jungen Dichter, in gewisser Beziehung mehr noch als seinen älteren Genossen, einen Weisen nennen, da er es über sich gewann, in der Blüthe der Jugend nicht nur die eigene Unzulänglichkeit zuzugestehen, sondern neidlos und ungeblendet die höhere Kraft der Zukunft, die aufgehende Sonne zu begrüßen, die ihn und seine Freunde in dämmerungsgrauem Dunkel zurücklassen sollte.

Cronegk hat es oft genug in gebundener und ungebundener Rede ausgesprochen, daß er auf Nachruhm nicht zu hoffen wage. In einem seiner letzten Gedichte, „Sehnsucht nach Ruhe", finden sich die folgenden Verse:

„Mein Tod bleibt unbekannt und ruhig wie mein Leben;
Die Welt wird meinem Ruhm kein prächtig Denkmal weih'n;
Die Nacht wird um mein Grab mit stillen Flügeln schweben,
Die Erde wird mir leicht, mein Schlummer ruhig seyn."

Die Welt hat seiner wirklich vergessen, wie sie so viele Andere vergessen hat, die sich dessen weniger versahen. Wir können nichts als eine Blume auf sein Grab legen.

Die Freunde, Uz an der Spitze, beeilten sich nicht sehr mit der Herausgabe von Cronegk's gesammelten Werken, die erst nach drei Jahren vollendet ward. „Daß die Lesewelt so lange darauf warten müssen, ist nicht die Folge unserer Saumseligkeit, sondern seines unvermutheten, frühzeitigen Todes", sagt Uz. „Wir fanden seine Papiere in Unordnung, zerstreuet. — Sie waren mehrentheils mit einer kaum leserlichen Hand geschrieben. Sie mußten entziffert und abgeschrieben werden. Oft haben wir blos rathen müssen und manchmal haben wir nach langem Nachsinnen doch nichts errathen. Es sind Lücken geblieben, die wir haben ausfüllen müssen. Man sieht, daß verwaisete Schriften solcher Art nicht geschwind zum Druck fertig gemacht werden können."

An Freund Grötzner hatte Uz über diese Herausgabe geschrieben: „Sie können nicht glauben, welche Mühe es mich gekostet, ehe ich diese Sache so weit bringen können. Des seligen Cronegk Buchstaben sind mehr malabarisch als deutsch. Die Interpunktion hat er gar nicht beachtet; das Wenigste was gedruckt wird, hat die letzte Hand erhalten: wird man ihm nicht Vieles verzeihen können?"

Die beiden Bände Cronegk'scher Dichtungen erschienen in den Jahren 1761 und 1762 unter dem Titel: „Des Freiherrn von Cronegk sämmtliche Schriften." Anspach und Leipzig, mit Uzens Lebensbeschreibung als Vorrede und einem Kupferstich, dem Portrait des Verfassers nach einem Oelbilde von Bernigerothe, wahrscheinlich demselben, welches durch testamentliche Verfügung an Gellert übergegangen war. Eine zweite Auflage erfolgte 1771—1773; dann ein Nachdruck in Karlsruhe vom Jahre 1776.

Der gegenwärtigen Arbeit liegt eine Ausgabe zu Grunde, die 1777 zu Reuttlingen erschien. Der erste Band enthält außer den schon erwähnten dramatischen Stücken ein Vorspiel: die verfolgte Komödie, und einige andere kleine dramatische Versuche, welche unter dem Titel „Blüthen des Geistes" 1775 in Straßburg zuerst veröffentlicht wurden und kaum der Erwähnung lohnen.

Werthvoller ist ein angefügter Aufsatz über die spanische Bühne, damals wohl einer der ersten Beiträge für die spanische Literaturgeschichte in Deutschland und, im Anschluß hieran, eine kleine Abhandlung über die abgebrochenen Reden im Schauspiel, hauptsächlich an spanischen Beispielen erläutert. In dem zweiten Bande sind die lyrischen Gedichte gesammelt, von welchen bereits übersichtlicher Bericht erstattet worden ist.

Unter den nachgelassenen Papieren fanden sich verschiedene angefangene Arbeiten, Pläne und einzeln ausgearbeitete Scenen zu Trauerspielen: So zu einem Alkmäon, Artaxerxes, Darius, u. s. w. Sie sind sammt den Briefschaften verloren gegangen.

Daß die Veröffentlichung von Cronegk's Werken in den Kreisen der alten Schule mit Beifall aufgenommen wurde, läßt sich bei den rasch nacheinander erfolgenden Auflagen nicht bezweifeln. Es fehlte nicht an günstigen Recensionen, welche sich besonders die indeß an Christian Felix Weiße übergegangene Bibliothek der schönen Wissenschaften sehr angelegen sein ließ. Noch mehr war der Mangel an brauchbaren Theaterstücken und die, die dramatische Poesie weit überflügelnde Kunst der damaligen großen Schauspieler dem Ruhme des Dichters förderlich. Dennoch ward er um das glänzende Andenken betrogen, welches seine Freunde ihm als unverlierbares Erbtheil versprechen zu dürfen glaubten.

Als die zweite Auflage seiner Dichtungen erschien, da war die große Wendung in der Geschichte des Geistes eingetreten, die so vielen Dichtern der älteren Zeit ihren Kranz geraubt hat. Lessing's Dramaturgie hatte die französischen Muster gestürzt; der Laokoon und Winkelmann's Kunstgeschichte hatten eine neue Anschauung der Kunst des Alterthums erweckt. Der große Denker in Königsberg war beschäftigt seine gewaltigen unterirdischen Fundamente zu erbauen und in seinem Werkeifer alle die kleinen Geister, die in der Oberfläche der Form ihr Leben hatten, mit den Wurzeln bloßzulegen. Emilia Galotti und Minna von Barnhelm waren erschienen und

der eiserne Götz und die Leiden des jungen Werther traten an das Licht.

Es war eine Bewegung der Geister, wie wenn das Meer, vom Winde durchwühlt, laut aufrauscht und Welle die Welle verschlingt. Man durfte in Wahrheit sagen, daß das Alte vergangen und Alles neu geworden war. Es hatte sich eine unüberschreitbare Kluft gebildet zwischen dem Sonst und Jetzt. In diesen Abgrund ist Cronegk's Andenken versunken.

Ein Dichtertod auf dem Schlachtfeld.

Und nun zu Uz zurück, dessen Leben und Wirken wir seit Cronegk's Tod nachzuholen haben. Von seiner dichterischen Thätigkeit ist wenig mehr zu berichten. Ein einziges Mal noch hat er seine Leier auf den hohen Ton der Ode gestimmt und dann für immer die Saiten abgespannt. Dies eine Lied aber gehört zu dem besten was er überhaupt gedichtet hat. Es ist der Schwanengesang, nicht seines Lebens aber seiner Muse. Wir wollen uns ein wenig mit dessen Entstehung beschäftigen.

In den Schweizer Briefen findet sich ein merkwürdiger Brief von Sulzer an Bodmer, in welchem die Vorgänge in Berlin am Tage der Kunersdorfer Schlacht geschildert sind.

„Ich würde mich vergeblich bemühen, Ihnen eine Beschreibung von der Zerrüttung zu machen, in welcher man Berlin an jenem Tage gesehen hat“, schreibt Sulzer den 18. August 1759: „Mehr als fünfzig tausend Menschen waren um das königliche Schloß und in den nächsten Straßen versammelt. Wir erhielten von frühmorgens bis nach den Mittagstunden drei Couriere, daß die russische Armee

geschlagen sei. Nachmittag gegen drei Uhr kam der vierte mit der Nachricht der Niederlage. Nach ihm traf ein fünfter ein, mit der Meldung, daß die Schlacht gewonnen sey. Es fand sich aber, daß sich dieser letzte zu lange unterwegens aufgehalten hatte und nicht mehr wußte, als die drei ersten. Man verfiel also aus dieser neuen Freude wieder mit verdoppelter Traurigkeit in den vorigen Schrecken zurück. Das Seltsamste war, daß man zu gleicher Weise die größte Verzweiflung und die größte Entzückung sah, indem der eine Theil des Volkes mit lautem Weinen und Jammern dem andern entgegen kam, der voll Jubel und Siegesgeschrei umherlief. Das Volk stürzte haufenweise hin und her; einige sprangen hoch auf mit Freudengeschrei, andere waren tief in sich versunken, gebeugt und ohne Bewegung. Ich würde die Erfahrung dieses Tages nicht mitder Ruhe Ihrer Wohnung vertauschen; denn wahrlich, man kann nichts Größeres erfahren, als Dieses."

Zwei Wochen nach dem verhängnißvollen Schlachttage schrieb Lessing von Leipzig aus an Gleim: „Wir sind bis gestern in Ungewißheit wegen unserem lieben Kleist gewesen. Nun wissen wir leider, daß er sich in Frankfurt unter den Gefangenen befindet und verwundet ist. Ich habe den Weg nach Danzig nehmen müssen um ihm schreiben zu können. Wir haben zugleich eine Verfügung getroffen, daß er in Danzig so viel Geld aufnehmen kann, als er nöthig hat, weil es sehr wohl möglich ist, daß die Russen ihn ausgeschält haben."

„Die letzten Nachrichten geben nur noch eine schwache Hoffnung seines Lebens", antwortet Gleim am 31. August. „Sie wissen, was ich verliere, wenn er nicht mehr lebt. — Keinen Freund, keinen Bruder, keinen Vater — die ganze Welt verliere ich!"

Am 1. Sept. berichtet Lessing eine unverbürgte Nachricht, daß Kleist an seinen Wunden gestorben sei. Dann schreibt er am 6ten:

„Ach liebster Freund, es ist wirklich wahr — er ist todt! Wir haben ihn gehabt! — Er ist in dem Hause und in den Armen des

Professor Nicolai gestorben. Er ist beständig auch unter den größten Schmerzen gelassen und heiter gewesen. Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Lauf nehmen sollen, wenn ein ehrlicher Mann dasteht. Aber der ehrliche Mann! — er hat sterben wollen!"

Der traurige Ausgang des Frühlingsdichters Kleist ist bekannt. Er hat, als eines der vielen Opfer der Kunersdorfer Schlacht den Tod des Soldaten mit allen seinen Schrecknissen erleiden müssen. Aus zwölf Wunden blutend, geplündert, die Nacht durch auf dem Schlachtfelde verlassen, endlich langsam erliegend.

Seinem Andenken flossen Thränen und Verse. Uz war eine kurze Zeit mit Kleist in brieflichem Verkehr gestanden. Durch Gleim ward das wechselseitige persönliche Interesse rege erhalten.

„Gott hat Ihnen Härteres aufbewahrt, als alles Bisherige gewesen", schrieb Uz an Gleim. „Sie haben Ihren vortrefflichen Freund verloren. Kleist wird wohl von ganz Deutschland bedauert. Seit Cronegk's Tod bin ich nicht so empfindlich gerührt worden. Bei aller Betrübniß aber dachte ich doch immer nur an meinen Gleim."

Uzens Ode auf den Tod des Majors von Kleist.

Auch Kleist ist hin! — Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen um den Ostseestrand:
Ein Edler ist im Streit gefallen,
Im Streit für's Vaterland.

Sein Heldenblut floß auf die goldne Leyer,
Die sonst in seiner Hand erklang,
In die mit kriegerischem Feuer
Er nur von Tugend sang.

Kleist ist nicht mehr! — Laßt weit herum erschallen,
Ihr Musen durch die bange Welt:
Der Musen Liebling ist gefallen,
Ein Menschenfreund und Held.

Der Freundschaft Schmerz, die mit bestäubten Haaren,
Stumm über seiner Urne weint,

Rührt auch die Feinde; selbst Barbaren
Beklagen einen Feind.

Doch ewig Lob erwartet große Seelen,
Die, nur für wahren Ruhm entbrannt,
Den schönen Tod der Helden wählen,
Den Tod für's Vaterland.

Sie fliehn empor und werden aufgenommen,
In Hütten der Glückseligkeit,
Wo Gustav Adolf hingekommen,
Das Wunder jeder Zeit;

Dort ist auch Kleist: hoch über unsrem Grame
Und über Sternen geht der Held
Und Graf Schwerin — o großer Name!
Und Keith und Winterfeld.

Auf Friedrich sehn die Helden Friedrichs nieder,
Bewundernd — mit besorgtem Blick,
Und flehn für ihn und ihre Brüder.
Um Leben und um Glück.

Sie flehn zu Gott um Frieden für die Erde,
Damit im Ketten ew'ger Nacht,
Die Furie gefesselt werde
Die Deutschland wüste macht!

Und bis ihr einst der, dem die Himmel dienen,
Der Gott der Donners widersteht,
Noch unter brennenden Ruinen
Und über Leichen geht.

Uz und Weiße.

Unser Dichter hat sich einen wegsamen Pfad aufgesucht, um von den steilen Höhen des Parnassos gemächlich herabzusteigen und von nun an unter den andern Menschenkindern als ihres Gleichen zu wohnen.

Poesie und Philosophie, bisher in seinem Herzen so friedlich vermählt, hatten sich veruneinigt und es war der ernsten Moral gelungen die heitere geflügelte Göttin ganz und gar aus ihrem Asyl

zu verdrängen. Der Dichter hat es sich gefallen lassen. — In dem Gedicht „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu seyn," welches 1760 erschien und drei Jahre später frisch aufgelegt wurde findet sich dieser Kampf und Sieg vollkommen lebendig veranschaulicht. Diese Kunst fröhlich zu sein läßt sich nur eben mit der Fröhlichkeit vergleichen, die überhaupt einer Kunst bedarf.

Uz hat die eindringliche Wahrheit des Satzes: daß die Tugend allein glücklich machen kann, in vier großen gereimten Episteln an seine nächsten Freunde überaus gründlich und umfangreich erläutert. Es wird das Beste sein, den freundlichen Leser, anstatt jeder weiteren Erörterung auf das Original selbst zu verweisen, welches dem ersten Bande der Uzischen Dichtungen einverleibt, noch in jedem wohlversehenen Antiquariatsbuchladen vorhanden sein wird.

„Die fröhliche Muse ist von mir gewichen", schreibt Uz an Gleim. „Meine Muse ist ernsthaft, oder was noch öfter geschieht, sie singt gar nicht. Ich sehe, daß ich wenig mehr schreiben werde. Ich möchte alle meine Sachen in einer vollständigen Sammlung bei einander sehen, Kurz ich habe Lust mich einzuspinnen und dann zu sterben."

Der Wunsch einer vollständigen Ausgabe von Uzens Werken wurde durch die Vermittlung Weiße's, aber erst im Jahre 1768 erfüllt. Das genannte Lehrgedicht ist wirklich die letzte selbstständige Arbeit unseres Dichters gewesen. „Es ist gewiß", sagt er in dem Epilog zu der Gesammtausgabe, „daß unter allen Schriftstellern sonderlich die Dichter einen gewissen Zeitpunkt haben, wo sie zu schreiben aufhören sollen. Es ist zu bedauern, daß sie unter allen diesen Zeitpunkt am wenigsten bemerken. Vielleicht habe ich schon zu lange geschrieben, und in diesem Falle wird man es gerne sehen, wenn ich jetzt aufhöre."

Wenn Uz auf solche Weise über sich selbst keinen Täuschungen hingegeben war, so hat er doch die Höhe der Einsicht nicht erreicht, in welcher es ihm möglich gewesen wäre, über das eigene Schaffen

hinaus, des wunderbaren Fortschritts der Zeit sich zu erfreuen, wie es Cronegk gethan haben würde, wenn er am Leben geblieben wäre. Uz gehörte vollständig der alten Schule an und das Verlassen der durch ihn und seine gleichgesinnten Freunde geschaffenen Form dünkte ihm nur einzig Verderbniß und Verfall. Wie Mancher aus diesem Kreise, der sich im Sturme aus zerbrochenem Nachen an's Ufer gerettet, stand jetzt einsam, während der Strom in vollem Zuge an ihm vorüber rauschte. Vor dem Schiffbruch hatte Uz sich durch weise Vorsicht gerettet. Seine Errungenschaft lag gesichert hinter ihm und er betrieb die Dichtkunst „nur noch aus Liebhaberei in heitern Nebenstunden."

Eine solche Erholungsarbeit war die Uebersetzung des Horaz, welche er mit den Anspacher Freunden Christ, Hirsch und Junkheim in gemeinsamer Beschäftigung übernahm, und welche ihn geraume Zeit hindurch in angenehmster Weise unterhielt und anregte.

„Schon vor mehr als zehn Jahren", so schrieb er an Gleim, habe ich und ein paar meiner hiesigen Freunde angefangen zu unserem Vergnügen manchmal eine Ode des Horaz zu übersetzen. Jeder von uns übersetzte sie allein und aus drey Uebersetzungen machten wir bei einer besondern Zusammenkunft eine einzige. So wurde eine Ode nach der andern, eine Satire, eine Epistel nach der andern übersetzt, bis der ganze Horaz zu Stande gekommen war. Wir hatten niemals die Absicht etwas drucken zu lassen. Doch haben wir uns endlich entschlossen, obgleich die jetzige Art zu kritisiren billigerweise Jeden davon abschrecken sollte."

Der Erfolg war denn leider auch nicht sehr ermuthigend. Als die Veröffentlichung (erst im Jahre 1773) erfolgte, da schwiegen zwar die gefürchtetsten Kunstrichter schonungsvoll still, aber es fehlte doch nicht an ungünstigen Stimmen, wobei sich besonders die Hallische Zeitung hervorgethan zu haben scheint. Nichtsdestoweniger ist im Jahr 1775 eine zweite Auflage zu Stande gekommen.

Des angegriffenen Dichters und seiner Mitarbeiter nahm sich Weiße in seiner Bibliothek gar ritterlich an, wie er denn unter Uzens auswärtigen Freunden stets der getreueste, thätigste und zuverlässigste gewesen ist. An Talent unter Uz stehend, fühlte er sich durch gleiche Gesinnung und gleichen Geschmack enge mit ihm verbunden. Als Tragödiendichter erhielt sich Weiße gleich wie Cronegk wohl nur durch den entschiedenen Mangel an passenden Theaterstücken so lange auf der Bühne. Er hätte Besseres leisten können, wenn er geneigt gewesen wäre mit größerem Zeitaufwand mehr in die Tiefe zu gehen.

In Dichtung und Wahrheit ist der Kreissteuereinnehmer Weiße geschildert, als ein Mann in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend, geliebt und geschätzt von dem Kreise talentvoller junger Männer, zu welchem Goethe sich hielt. „Zwar wollten wir seine Theaterstücke nicht für musterhaft gelten lassen", fügt Goethe hinzu, „ließen uns aber doch davon hinreißen und seine Opern, durch Hillern auf feine und leichte Weise belebt, machten uns viel Vergnügen."

Ueber die Art und Weise seines poetischen Schaffens spricht Weiße sich in seiner Selbstbiographie sehr ausführlich und bezeichnend aus. Er muß die Gabe des schnellen Arbeitens in wunderbarem Grade besessen haben. Wenn seine Phantasie einen Stoff aufgefaßt hatte, so bildete sich derselbe in dem Kopfe des Dichters fast wie von selbst lebendig aus, und die wirksamen Kräfte, welche die Katastrophe herbeiführten, waren ihm so gegenwärtig, daß er sich zur Darstellung unüberwindlich gedrungen fühlte. Leicht, unbeschreiblich leicht floß ihm der Dialog, er mochte in gebundener oder ungebundener Rede geschrieben werden. Die Ausarbeitung einiger seiner Trauerspiele hat ihm nicht mehr als vierzehn Tage gekostet und kein Geräusch der ab- und zugehenden zahlenden Bauern auf seiner Steuerexpedition, keine Unterbrechung durch Besuche, war für ihn eine wirkliche Störung. Eigenthümlicher Weise liebte er es vorzugsweise Shakespearsche Stoffe zu seiner Tragödienbearbeitung zu erwählen.

„Weiße scheint mir viel Genie zur dramatischen Dichtkunst zu haben, aber zu flüchtig zu schreiben", meinte Uz.

Außerdem hatte Weiße, wie schon erwähnt, die Herausgabe der Bibliothek der schönen Wissenschaften übernommen. Er stand als Mann des Friedens, der Ausgleichung, der er wirklich von Natur war, in Mitten des leidenschaftlich bewegten und in sich kämpfenden Literaturlebens. Obgleich der neuen Richtung eigentlich von Herzen abhold, wirkte doch die Jugendfreundschaft mit Lessing noch kräftig in ihm fort.

Für Uz war es besonders erfreulich, durch den Leipziger Freund in einer gewissen Verbindung mit der auswärtigen Schriftsteller- und Dichterwelt erhalten zu bleiben. Während Gleim in tausendfältiger Geschäftigkeit jahrelang schwieg, überlieferte Weiße die Ergebnisse seines regen Lebens und seines weiten Kreises mit treuer Gewissenhaftigkeit dem nie gesehenen und doch so vertrauten Freunde. Er that es mit dem Behagen eines zu steter Zurückhaltung gezwungenen Menschen, dem hier allein gestattet war, der eigenen Gesinnung in sorgloser Sicherheit Raum zu geben.

Bei Anordnung der kleinen Briefauszüge, welche den Weiße'schen Correspondenzen entnommen sind, hat es sich gefügt, daß, um einen kleinen Abriß des damaligen Literaturlebens in festen Rahmen zu fassen, eine Reihe anderer, schon bekannter Briefsammlungen zur Ergänzung benützt werden mußte. ([45]) Da die letzten zwanzig Jahre in Uzens Leben doch eigentlich für die Erzählung nur als Pause gelten können, so mag es an der Zeit und wohlgethan sein, die Lücke mit dem Versuch einer lebendigen Darstellung der Art und Weise auszufüllen, in welcher die vorjahrhundertlichen Schriftsteller sich zu einander verhalten, und wie sie das aufgehende Licht des neunzehnten Jahrhunderts angesehen und begrüßt haben. Es ist ein viel gebrauchtes Auskunftsmittel zu dem Allgemeinen zu flüchten, wenn man sich mit dem Einzelnen nicht zurecht zu finden weiß.

Daß solche abgerissene, durcheinander gemischte und wieder

aneinandergereihte Briefstellen nur gruppenweise und, gleich einem Transparent, nur durch künstliches Licht in Wirkung treten können, wird der freundliche Leser begreifen. Er selbst muß die Lampe hinter dem Bilde anzünden, wenn er den Zusammenhang der Linien überschauen will.

Ehe wir uns nun aber in diese weite Geisteswelt wagen, muß zuvor berichtet werden, daß unser guter Uz in dem ersehnten Friedensjahre 1763 einer Beförderung in Amt und Würden sich erfreuen durfte.

„Man hat mich, wider alles mein Denken und Hoffen mit der Stelle eines Assessors bey dem Kayserlichen Landgericht des Burggrafenthums Nürnberg begnadigt", schreibt Uz an Gleim. „Diese Stelle ist sehr ansehnlich und verändert meine Umstände auf eine sehr vortheilhafte Art, entfernt mich aber immer mehr von den Musen. Ohne die Rechtssachen, die beym Landgericht anhängig gemacht werden, müssen die Assessores noch überdies die Rechte der Hochfürstlichen Häuser Onolzbach und Baireuth gegen Nürnberg besorgen und die Processe, die alltäglich hierüber entstehen, bey dem Reichsgericht führen. Ich muß also ganz Jurist seyn."

Die Beamten des burggräflichen Landgerichts waren allerdings zu schwierigen und unangenehmen Obliegenheiten ausersehen, da durch die Ausnahmsstellung der freien Stadt Nürnberg zu der unter markgräflicher Hoheit stehenden Landschaft, die Menge kleinerer und größerer Streitpunkte stets im Vorrath gegeben war.

Eine kleine naive Erzählung, welche der oft genannte Herr Nicolai in seiner ebenfalls mehrfach erwähnten Reise mittheilt und deren geschichtlicher Werth freilich nicht verbürgt werden kann, findet hier unmittelbar ihre Anknüpfung.

Vermöge des brandenburgischen Territorialrechts, so berichtet unser Gewährsmann, ließ der Markgraf von Anspach die Nürnbergischen Kaufleute, die zu der Leipziger oder Frankfurter Messe reisten durch seine Geleitshauptleute jederzeit vor den Thoren Nürn-

bergs in Empfang nehmen, und sie durch sein Land und wieder zurückgeleiten. Au dem Thore fand sich dann jedesmal eine Nürnbergische Rathsdeputation ein, und es wird erzählt, daß ehemals der Brandenburgische Geleitsmann die Rede an die Nürnberger Deputation immer folgendermassen angehoben habe: „Seine Durchlaucht der Markgraf von Brandenburg, euer und mein Herr", da denn die Nürnberger in die Rede gefallen und gesagt hätten: „Mit Nichten." Daher das Sprüchwort: „Mit Nichten sagen die Herren Nürnberger."

„Man hat mich versichert", so fügt Herr Nicolai hinzu, „daß diese Ausdrücke jetzt nicht mehr gebraucht würden, daß aber bei Empfang und Abgang des Geleits von beiden Seiten sehr weitläufige Pro- und Reprotestationes üblich seyen."

Briefauszüge.

Ueber allgemeine literarische Zustände aus den Briefen von Weiße an Uz.

1767.

„Die Ankunft Ihrer Gedichte hat mir große Freude gemacht. Die neu hinzugekommenen geben ihren älteren Geschwistern wenig nach, so daß ich bei jedem voll Ungeduld ausrief: Und das ist der Mann, der für den Witz zu leben aufhören, der seine Leyer an die Weiden hängen will!" Was soll ich thun, der ich vom frühen Morgen bis späten Abend unter den Mitteldingern zwischen Menschen und Vieh, die wir Bauern nennen (so heißt es wörtlich) sitze, Geld zähle und in Ziffern schreibe?"

„Ich habe einen gefährlichen Stand, da ich selbst den Kunstrichter spiele, die streitenden Parteien mich alle in ihr Interesse zu

ziehen suchen, und ich mich neutral verhalten möchte. Nimmermehr hätte ich die Bibliothek fortgeschrieben, wenn ich diese Zwistigkeiten vorhergesehen hätte. Nicolai und Klotz, Wittenberg und Dusch und Lessing, der subtilisirt und Alle chikanirt!"

„Die jetzigen Zeiten machen mir das Amt eines Critikers sehr unangenehm. Man darf nicht mehr laut sagen, was man denkt, wenn man nicht einen ganzen Schwarm wider sich aufbringen will. Würde ich es wagen, Klopstock zu tadeln, so würden Gerstenberg und Cramer gegen mich auftreten um mich zu demüthigen. Mit Herrn Klotz in Halle und dem Erfurter Club ist es noch schlimmer. Denn die scheuen sich nicht mit Koth zu werfen."

1768.

„Sorgen Sie nicht, daß ich jemals an den unartigen Zänkereien auf dem Parnaß Antheil nehmen werde, so schwer es auch ist, durchzukommen. Alle Anforderungen weise ich ab und zu den Angriffen schweige ich stille. Lessing, Klotz, Riedel, Herder, Nicolai, Moses, Ramler, alles schreibt an mich und kostet mir mancher Brief jetzt mehr Mühe, als ein paar Scenen in einer Comödie, um die Behutsamkeit zu beobachten, die nöthig ist, da man freundschaftliche Briefe mißbraucht und sie der Welt vorlegt. Ich mißbillige wie Sie Lessings harten bitteren Ton, aber man hat auch zu viel Muthwillen getrieben. Sie bekommen die Wische nicht zu sehen, die hier täglich zum Vorschein kommen. Man sucht persönliche Anecdoten auf um sie zu mißbrauchen; selbst die äußere Gestalt muß Anlaß zu Spöttereyen geben."

1768.

„Die jetzige Art zu critisiren gefällt mir nun einmal nicht. Ich sehe nicht ein, warum man überall nur die Fehler und nicht die Schönheiten aufsuchen will. Angehende Schriftsteller werden abgeschreckt oder auf einmal zu Boden geschlagen.

Man wundert sich, daß die Leute nicht müde werden zu schelten, da alle edeldenkenden Seelen es müde sind zu lesen."

„Wider Klotz treten jetzt Fechter auf, denen er nur mit Mühe widerstehen möchte. Außer Lessings antiquarischen Briefen wartet seiner das Aergste in den critischen Wäldern von Herder. Mir schaudert die Haut, wenn ich denke, daß so ein Bogen gegen mich gedruckt werden könnte. Sie mögen es unter sich ausmachen. Weder die Bodmer noch die Klotze, noch die Riedel noch die Lessinge und Herder sollen mich meinem ruhigen Stillschweigen entreißen."

Verschiedene Urtheile über Lessing.

Uz an Gleim.

1767.

„Ich habe die Dramaturgie gelesen, aber mit Verdruß. Die Art, wie Lessing unsern Cronegk behandelt, ist unausstehlich. Er legt ihm offenbar Kleinigkeiten zur Last und bedenkt nicht, daß der Dichter nicht die letzte Hand an das Werk gelegt, und was daran gefallen, das wird den Schauspielern als Verdienst angerechnet. Man wird noch unwilliger, wenn man sieht, wie säuberlich er mit andern kleinen Leuten, z. B. Hippel und Löwe umgeht. Aber die Eröffnung eines neuen Theaters hat vermuthlich ein Opfer haben müssen und der Gott, der es gefordert, ist ein Gott, der keine andern Götter neben sich leiden kann."

Weiße an Uz.

1767.

„Ueber Lessings Art unsern seligen Freund zu behandeln bin ich schon mehr als einmal in Grimm gerathen. Ueberhaupt ist seine Art der Critik gar nicht der Weg das Drama unter uns zu befördern.

Ueberall wird „Shakespeare" geschrieen. Ich wollte darauf wetten, daß, wenn wir wie Dieser alle Regeln, alle Fesseln der Einförmigkeit abschütteln und uns unserer ungebundenen Einbildungskraft ohne Ziel und ohne Maaß überlassen dürften, wir gewiß oft eben solche launige Auftritte hervorbringen könnten. Lessing vergleicht jetzt in seiner Dramaturgie meinen Richard den Dritten mit dem des Shakespeare. Ich bitte Sie beide zu lesen und mir aufrichtig zu sagen, wie ich jenen als Spiegel hätte brauchen können um die Flecken in dem meinigen zu gewahren."

Weiße an Garve.

1767.

„Man sollte einen Engländer in London und einen Franzosen in Paris beurtheilen. Nach der Wirkung, die ein Stück auf dem Theater hervorbringt, urtheilt Lessing niemals, und die macht doch einen himmelweiten Unterschied und, meinen Gedanken nach, die wahre Probe des Stückes aus. Ich denke mit Zittern daran, daß ich fünf Bände Tragödien und Comödien geschrieben habe. Hätte Lessing bei meinen ersten Versuchen die Geißel geschwungen, nimmermehr hätte ich eine Zeile drucken lassen und beinahe ist mir, seit er alles niederreißt, aller Muth zu weiteren Versuchen vergangen. Ich kenne ihn nach dem vertrauten Umgang, den wir zusammen gehabt, durchaus. Der Geist des Widerspruches ist ihm so eigen, daß er der Erste gewesen sein würde sich selbst zu widerlegen, sobald man seine paradoxen Sätze mit Beifall aufgenommen hätte."

„Ich habe eine Bemerkung gemacht, wodurch Lessing seine Minna und zugleich das ganze Stück hätte veredeln können. Warum läßt er sie nicht ihren geliebten Officier aus dem edlen Beweggrund aufsuchen, weil sie gehöret, daß er das seinige verloren, abgedankt und in Ungnade gefallen sey? Diese Nachricht würde ihr

gleich die Ursache von so langem Stillschweigen errathen lassen. Jetzt aber, da sie ihm nachläuft blos weil sie ihn liebt, sieht sie einem verbuhlten Mädchen gleich."

Ueber Emilia Galotti schreibt **Weiße an Uz:**

Juli 1772.

„Ich habe noch keinen Kunstrichter gefunden, der Einem darüber nicht einen wichtigen Tadel in's Ohr zischelte. In allen Journalen und Zeitungen aber weiß man nicht, wie weit man den Mund zum Lobe öffnen soll."

Dagegen folgt hier ein Urtheil aus dem Lessing'schen Kreise in einem Briefe des Professor Ebert in Braunschweig **an Lessing.**

1772.

„Bester, unvergleichlicher Lessing! Wie gerne wollte ich Ihnen meine Bewunderung, Rührung und Dankbarkeit, die ich gestern bei der Vorstellung Ihrer Emilia empfunden habe, lebhaft ausdrücken! Aber eben diese Empfindungen machen es unmöglich. Nur so viel kann ich Ihnen sagen, daß ich durch und durch, um mit Klopstock zu reden, laut gezittert habe. Zu Andern als Ihnen würde ich vielleicht mehr sagen. O Shakespeare-Lessing! — Gott segne Sie mit seinem besten Segen!"

Sulzer an Bodmer.

1772.

„Da Sie mir das Bekenntniß thun, daß Sie Lessings Stärke im Pathos erkennen, so will ich Ihnen bekennen, daß ich in dem, was Sie an Emilia Galotti aussetzen, Ihrer Meinung bin. Lessing hat, troß seiner großen Talente, die Gabe ein großer dramatischer Dichter zu seyn, nicht empfangen."

Der Berliner Kunstrichter fügt dann noch hinzu:

„Frei und in's Große denkende Köpfe hat unser Deutschland noch nicht. Ein solcher Mann in der Wagschale würde die ganze Schaar unserer witzigen Köpfe so weit überwiegen, daß sie durch den Schwung der in die Höhe steigenden Schale herausgeworfen würden."

Wieland schreibt an Professor Riedel in Erfurt:

„Es gilt von Lessing, was Young vom Teufel sagt: Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch. Das Sicherste ist aber vor ihm zu laufen, so wie man ihn erblickt."

Gleim an Lessing.

„Wär ich ein Spötter wie Juvenal und nicht ein Lacher wie Horaz, wahrlich, liebster Lessing, so macht' ich die bittersten Satiren auf Alle, die nicht wissen, was wir an unserem Lessing haben."

Weiße an Uz.

Juni 1768.

„Was haben Sie zu dem grausamen Morde unseres vortrefflichen Winkelmanns gesagt? Drei Briefe von Wien meldeten mir wenige Tage nach der That diese schreckliche Begebenheit. Noch habe ich mich von meinem Entsetzen nicht erholen können. — Ich will Ihnen von den Umständen nichts melden, da Sie sie ausführlich in der Bibliothek lesen werden. Die Nachrichten sind desto sicherer, da sie zum Theil selbst die Relation des Magistrats in Triest enthalten."

„Lessing ist der Einzige der Winkelmann ersetzen könnte."

Sulzer an Gleim.

„Ich meinestheils schätze Lessing so hoch, daß ich es mir für ein wichtiges Verdienst anrechnen würde, etwas dazu beigetragen zu haben, ihn unserem Lande wieder zu schaffen; denn es ist billig, daß

wir jetzt suchen, so groß in den Wissenschaften und Künsten zu werden, als wir in den Waffen sind."

Briefstellen über Gleim.

Die folgende Stelle bezieht sich auf ein wohlvorbereitetes Zusammentreffen Gleim's und Jacobi's im hohen Freundschaftsstile zu Berlin.

Weiße an Uz.

„Unser Gleim hat sich mit seinem Jacobi in Berlin recht lächerlich gemacht. Des guten Mannes Schwachheit ist, daß er von allen Dichtern laut gepriesen sein will. Kaum tritt ein junger Mann mit etwas Leidlichem hervor, so kann er zuversichtlich einen Brief voll übertriebener Lobsprüche und auch wohl Geschenke von ihm erwarten. Dann kommen poetische Danksagungen, Zueignungsschriften, Liederchen. Ich könnte dies mit vielen Beispielen belegen, wenn es sich der Mühe lohnte. Ich weiß, es ist Ihr bester Freund. Aber Freunde können auch Schwachheiten haben."

Herder an Kriegszahlmeister Merk in Darmstadt.

1771.

„Wohin man sich in Deutschland wendet, fliegen Halberstädter Liebesbrieflein, die, man verkleistre es wie man will, doch nur immer die Herzen der Weiblein haschen sollen. Wer mit diesen Fasern des Herzens überall als mit Flitterbändern zu tändeln vermag, der hat die wahre Gottesfurcht der Treue am Altar der Seele längst verloren."

Uz an Gleim.

„Es ist mir recht unangenehm, daß unsere Kunstrichter auf Ihren lieben Jacobi so harte Ausfälle thun und bei der Gelegenheit auch Sie nicht verschonen. Ihren brennenden Eifer junge Genies aufzumuntern, sollte man mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Zum Beweis für die Richtigkeit von Uzens Meinung ein Beispiel für viele:

Der junge Heinse an Gleim.

1772.

„Sie sind so lieb, so gut gegen mich, als nur der beste Vater gegen sein Kind sein kann. Ich vermag es mit Worten nicht auszudrücken, aber in meinem Wesen werden Sie, so lange ich lebe, mit der heiligsten Liebe umfangen. Vom Rande des Abgrundes hat Ihr wohlthätiger Genius mich zurückgeführt und in den Schooß der Ruhe und Freude versetzt. Der Himmel gebe, daß Sie noch Früchte dafür einärndten."

Sulzer an Bodmer.

„Herr Gleim ist in Umständen, wo er kaum etwas Besseres machen kann als Tändeleien. Er wohnt in einem elenden Orte und sucht nur gewöhnlichen Umgang. Ich bedaure ihn. Wäre er hier in Berlin geblieben, so würde er in jeder Hinsicht zugenommen haben. Dort muß er wohl abnehmen."

Etwas früher hatte Bodmer an Gleim geschrieben:

„Man hat uns Hoffnung gemacht, daß der Tyrtäus-Gleim zu uns in die Schweiz kommen wird. Ich will den Athem in meiner Brust aufhalten, daß ich die Züge, die Augen, die Miene des Dichters noch sehe, die zu sehen ich immer wünschte und niemals sah. Ich strecke die Arme über Berge und durch Provinzen zu Gleim aus. Ich umfange Sie und bleibe ewig Ihr

B."

Ueber Ramler schreibt

Sulzer an Bodmer.

„Ramler hat Ursache mit mir zufrieden zu sein; denn ich habe mir große Gewalt angethan, meine Meinung von ihm sorgfältig zu

verbergen, um ihn zu schonen. Meines Erachtens ist er im Grunde kein Dichter, wenigstens ist es mir nicht möglich den für einen Dichter zu halten, der ein Jahr Zeit braucht eine Ode zu machen, der nach dreißigjährigem hartnäckigen Jagen nach Gedanken doch so wenig Gedanken erjagt hat, der seine Oden nach Formularen und Recepten verfertigt."

Im Morgenblatt 1809, Nr. 94 findet sich folgender, bei Gelegenheit der Veröffentlichung von Ramlers Nymphe Persanteis geschriebene Brief von

Gleim an Ramler:

„Ich hörte das Lied der Nymphe Persanteis! Lauter Ohr! Ich sprang von meinem Tische auf, lief die Treppe hinauf, zu Ihrem Bilde, mein liebster Ramler, küßte Sie im Geiste und schwor Ihnen noch nicht zu sterben. Im Elysium hört man wohl solche Lieder nicht, denn Homer und Horaz singen doch keine solchen deutschen Harmonien. Welch ein Wohlklang in allen meines Ramlers Oden! Vor zwanzig Monaten ungefähr schrieben Sie in einem Briefe: Wenn alle Musen schweigen, werde ich einmal unsern Friedrich besingen. Jetzt schweigen sie alle und hören Sie singen! O fahren Sie doch fort uns solche Meisterstücke zu geben. In der Geschichte unserer Zeit sind noch viele Wunder, die Sie Göttern und Göttinen in den Mund legen können. Ich habe schon einmal gedacht, was für eine Mythologie entstehen würde wenn die alten Dichter in unsern Zeiten lebten. Ihr Jupiter mag gegen unsern Friedrich ein kleines Licht gewesen sein."

Kurz nach diesem Briefe erfolgte zwischen beiden Dichtern aus gekränkter Eitelkeit ein Bruch, welcher die alte Freundschaft bis auf die Wurzel ausrottete. Gleim schrieb damals an Ramler in Bezug auf eine neuerscheinende Odensammlung, „daß so etwas ihm sonst wohl hätte Freude machen können; jetzt sei es ihm ganz gleichgültig."

Klopstock's Oden und die Fortsetzung des Messias.

Weiße an Uz.

„Von Klopstock's neuem Theil der Messiade habe ich bereits sechs abgedruckte Bogen gesehen. Unter uns gesagt, wird er immer undeutscher. Wenn man fortfährt, so mit der Sprache umzugehen, so werden wir Deutschen uns bald selbst nicht mehr verstehen."

Sulzer, dessen Urtheil in Beziehung auf Klopstock ziemlich maaßgebend erscheint, an Bodmer.

1771.

„Was sagen Sie zu den Klopstockschen Oden? Darf ich Ihnen gestehen, daß sie mir, um mich eines Gottsched'schen Ausdrucks zu bedienen, zu seraphisch sind? Diese Empfindungen und diese Sprache können unter dem besten Theil des Publikums nie allgemein werden. Und würde es gut seyn, wenn sie es würden?"

1774.

„Homers Theologie ist kindisch; die unseres Klopstock aber der Vernunft entgegen. In der Ilias ist das Göttliche zufällig, das Menschliche die Hauptsache. In der Messiade ist es umgekehrt; das Menschliche verschwindet neben dem Göttlichen und ist blos episodisch. Die Zeiten sind aber vorbei, wo man den Menschen alles weiß machen durfte. Indessen können Sie sich damit trösten, daß, so lange ein Fragment der Messiade übrig bleiben wird, das die Leute verstehen, Klopstock für den größten Dichter wird gehalten werden. Man kann in der That ein Bewunderer von Klopstock sein und glauben, es werde die Zeit kommen, da man die Messiade nur in Fragmenten lesen wird."

Von und über Wieland.

Uz an Gleim.

1771.

„Endlich habe ich den neuen Amadis gelesen, mit dem Vergnügen, mit dem ich alle Sachen von Wieland verschlinge. Er ist voll Geist und launiger Satire. Ich gehöre unter seine Verehrer. Der alte Zwist ist längst vergessen."

Weiße an Uz.

„Wieland würde es nicht seyn, den ich zu meinem Freunde erwählen würde. Er ist so erfüllt von sich selbst, daß man, um seine Gewogenheit zu haben, nichts thun könnte als ihn bewundern, und er lobt sich selbst so sehr, daß er zu seinem Lobe zu sagen nicht viel übrig läßt."

Das Erscheinen des deutschen Merkur begrüßte Jacobi mit folgenden Zeilen an Wieland:

„Welch ein Anblick für meinen Wieland! Welch ein Entzücken für ihn, in der Empfindung: Ich bin es der alle diese Herzen bewegt; es ist ein Funke aus meinem Geiste, was sich in Ihnen fühlt. Ich bin Schöpfer, Schöpfer himmlischer Empfindungen und das bin ich nicht hier allein, nicht in diesem Augenblicke nur; sie wird niemals ruhen die Kraft, die von mir ausging!"

Die Begeisterung wurde gedämpft durch eine im Merkur erschienene lobende Recension des Nicolaischen Romans Sebaldus Nothanker, in dessen Helden Jacobi eine Verhöhnung seines Bruders Georg zu erblicken glaubte. Auf Jacobi's Vorwürfe erwiedert Wieland:

1773.

Mit schamvollen Angesichte, im weißen Büßerhemde, mit der Ruthe in der einen und einer gelben Kerze in der andern Hand,

stehe ich wohlberühmter Schöpfer der Musarion und Danae, Stifter der Republik des Diogenes u. s. f. vor Sie hin, mein bester Jacobi, und bekenne, daß ich nur ein dummer Teufel bin. Denn seitdem Sie mir sagen, daß Säugling im Sebaldus eine Carricatur unseres guten Bruders Georg ist, finde ich, daß Sie recht haben. Nun, mein lieber Fritz, ist das Uebel geschehen, und was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben."

Der Streit gedieh bis zu dem Punkte, da Wieland an Jacobi schrieb:

„Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Loth waren auch Brüder wie wir; da sie aber merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden."

Uz verspricht sich in einem Briefe an Gleim vom Jahr 1773 viel Gutes von Herrn Wieland's Mercur. Er hofft, „daß keine Zänkereyen die Blätter füllen werden."

„Was mögen die Schweizer zu ihrem ehemaligen Schooßjünger sagen?" fügt er hinzu.

Uz an seinen Jugendfreund Grötzner.

„Wieland ist nunmehr, wie ich aus den Zeitungen gesehen, Professor der Moral zu Erfurt. — Wieland Professor der Moral! —

Aber er ist zu allem fähig. Ich glaube er könnte auch Steuereinnehmer seyn. Jedenfalls ist er einer unserer größten Genien, lauter Einbildungskraft und ganz unerschöpflich."

Endlich schreibt er an Gleim:

„Ich halte Herrn Wieland bey dem einreißenden schlechten Geschmack für die vornehmste Stütze und die Vormauer des guten Geschmacks in Deutschland."

Wieland seinerseits schrieb an seinen Freund Riedel:

„Herrn Uz, und, mit Ihrer Erlaubniß nicht Herrn Ramler halte ich für den wahren deutschen Horaz."

Ueber Herder.

Weiße an Uz:

1774.

„Herder kömmt diese Messe mit einem großen Quartanten Theologie und Philosophie zum Vorschein. Mein Freund Zollikoffer hatte zwei Stellen in der Breitkopf'schen Buchdruckerei gelesen und keine zwei Worte verstanden. Er giebt noch ein oder zwei Bände alter deutscher Lieder heraus. Ich lasse das eher gelten, als wenn er verlangt, daß man denken und sprechen soll, wie man vor dreihundert Jahren gedacht und gesprochen hat."

„Indessen denke ich, daß dieser junge Mann viel in der Welt thun kann, denn er hat einen philosophischen Geist und große Gelehrsamkeit."

Herder charakterisirt sein eigenes poetisches Schaffen in einem Briefe an Merk:

1770.

„Was kann ich aber dafür, daß das, was in mir dichtet eine Mischung von Philosophie und Empfindung ist, die beide am Bilde hangen und die Ode so gern zum Ganzen eines solchen Bildes machen? Am Guße der Empfindung, wenn sie blos Empfindung, ist Klopstock weit über mir; aber von seinen Oden bleibt auch nichts als der Dämmerungston dunkler Empfindungen in der Seele — Nachhall der Glocke. Ich glaube die meinige läßt hie und da etwas Klares zurück: Funke, Sentenz, Maxime, wie Sie das nennen wollen!"

Allgemeines.

Der alte Bodmer an Sulzer.

1774.

„In der Blüthe meiner Jahre war die Poesie noch nicht! Dann stand sie an dem Isthmus des Saturnischen Alters! Hagedorn, Gleim, Klopstock kamen — mit ihnen die silberne Zeit; dann der Lenz der goldenen Zeit! Diesem Lenz folgt kein Sommer. Wir fallen in eiserne Tage zurück.“

Wieland an Merk.

1775.

„Was das für eine Zeit war, als ich anfing; als Brooks in meinem dreizehnten Jahre mein Lieblingsautor war — und ich sehe die Männer, die jetzt mit Scepter oder Zauberstäben herumwandeln und Zeichen und Wunder thun, und die damals, als Hagedorn und Gellert und Zachariä und Gleim oben an unserem Pindus saßen, noch kleine Buben waren — und ich sehe, was die wirklich großen, herrlichen Kerls, die neben mir und über mich hinausgeschoßen sind wie Cedern Libanons für allerlei Vögel und Vieh, Käfer und Ungeziefer unter dem Schutz ihrer Aeste Nahrung geben — wahrlich so sehne ich mich von Herzen von diesem schändlichen Autorkarren, an dem ich nolens volens ziehen muß, ausgespannt zu werden.“

Weiße an Uz.

„Von aller und jeder Lectüre eile ich allezeit zu meinem süßen unsterblichen Uz zurück, um meinem unwilligen Geiste neue Heiterkeit zu geben.“

Fortsetzung.

Goethe's erstes Auftreten.

Im Sommer 1772 hatte Gleim's junger Freund und Schützling Heinse den Dichter Uz in Anspach aufgesucht.

Heinse an Gleim.

Koburg, Aug.

„Ihren Uz habe ich nun endlich von Angesicht gesehen und die Glückseligkeit gehabt mit ihm zu sprechen und von Lippen und von Gesichtsbildung gehört und geschaut, daß er den Character, welchen ich mir aus seinen Oden gemacht hatte, nicht nur als Autor allein wie unsre mehrsten großen Geister, sondern wirklich auch in seinem Busen hat. Den Charitinen und ihrem Vater, dem gutherzig machenden Bacchus haben wir ein sokratisches Opfer gebracht daß es Ihnen und Wielanden und auch uns wohl ergehen möge, so lange wir leben auf Erden."

„Ihr lyrischer Uz sagt von Ihnen: Sie wären der vollkommenste, liebenswürdigste Mann, nur den einzigen Fehler hätten Sie, daß Sie zu gutwillig gegen Alles, was nur einige schöne Seiten zeigte, wären."

Etwas später findet sich folgende Stelle:

„Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend, so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre als Goethe. Da ist kein Widerstand; er reißt Alles mit sich fort."

Gleim's Antwort.

„Goethe mag wohl ein trefflicher Mann seyn. Seine Bücher sind recht nach meinem Sinne. Die Leiden des jungen Werther haben

wir noch nicht. Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserem lieben Vaterlande und doch müssen wir es lieben. Mit einem Duzend Gellert's würde nichts gethan seyn. Ein Duzend Goethen und ein Duzend Deines Feuers, bester Sohn, die können helfen."

„Fliegen möcht' ich, schweben zwischen Wieland und Goethe. Sagen Sie Goethen er möchte mich beleidigen und dann kommen und es abbitten. Ich möchte so herzlich gern in diesem Leben noch ihn sehen."

Karl Gotthelf Lessing an seinen Bruder Gotthold Lessing.

Oct. 1773.

„Hast du das Schauspiel Götz von Berlichingen gelesen? Vermuthlich. — Ich beneide den Verfasser, dessen Name mir entfallen ist. Zeigen, daß man eben so viele Fehler und fast eben so viele Vortrefflichkeit als Shakespeare in einem Schauspiel zusammenhäufen kann, das will Alles sagen."

Weiße an Uz.

Sept. 1773.

„An dem neuen Drama Götz von Berlichingen ist doch gar kein Verdienst. Wenn man untergeordnete Personen, etwa Stallknechte auf die Bühne bringt, so giebt sich das Launige von selbst. Die Sprache ist die Reichssprache, die dem Frankfurter keine Mühe kostet und bei den stets wandelnden Scenen fehlt es natürlich nicht an Abwechslung. Ob der gute Geschmack daran Gewinn hat, das muß ich bezweifeln."

Febr. 1774.

„Vermuthlich haben Sie die Leiden des jungen Werther gelesen. Das Buch hat mir im Allgemeinen gefallen, ungeachtet ich es für ein gefährliches Buch für junge Leute halte, die von einer

unglücklichen Leidenschaft eingenommen sind und viel Hang zur Melancholie haben. Ich vermisse die Antworten des vortrefflichen Freundes, in denen er das Unmoralische in Werthers Betragen zergliedert. Unstreitig ist es das beste Product von Goethe obschon er hin und wieder darin göthisirt."

Sulzer an Bodmer.

Berlin Nov. 1774.

„Die Rede geht, daß Dr. Goethe aus Frankfurt hier sey um die Vorstellungen seines Götz und seines Clavigo auf dem Theater zu sehen. Ersteren habe ich auch gesehen, aber das verworrene und verwirrende Schauspiel nicht bis Ende aushalten können."

„Man muß schlechterdings stürmisch seyn; stürmisch gegen die Einbildungskraft oder gegen die Empfindung wenn man den Deutschen gefallen soll."

„Es ist ein fürtrefflicher Einfall daß Jemand einen zweiten Werther schreiben sollte, der sich von dem Schuß wieder erholt, und nun seine empfindende Philosophie in eine denkende und urtheilende verwandelte. Aber man müßte so zu schreiben wissen, wie Goethe geschrieben hat."

Jacobi an Wieland.

Aug. 1774.

„Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit dem, der Goethe nicht gesehen und gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle; ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkührlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu seyn, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er

denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönen und Besseren in ihm möglich sey; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so, wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum wächst und sich krönt. Sie wissen, mein Bester, daß im Anfang im großen All auch die Götter eingeschlossen waren, daß sie gefangen lagen zwischen den Elementen. Sie wissen auch wie die Götter endlich durchbrachen und sich wider die Titanen lagerten."

„Das ist doch nun einmal ganz gewiß ein wahres, ewiges Verhältniß, das mich und Goethe aneinander bindet."

Das Band ward zerrissen als Goethe Jacobi's Roman, W o l d e m a r, an die Ettersburger Eiche nagelte und aus den Zweigen herab die Leichenpredigt über ihn hielt.

Einige Jahre später schrieb **Nicolai** an Goethe's Freund **Merk:** „Wenn es Herrn Goethe einfallen sollte mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus, oder wie er mit Wieland spielt, so dürfte es ihn gereuen, denn ich weiß, ohne mich zu rühmen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden würde."

Weiße an Uz.

Mai 1774.

„Goethe ist einige Tage von Weimar herüber gekommen. Er hat mich einmal besucht. Man giebt Goethe hauptsächlich Schuld, daß er den Herzog von Regierungsgeschäften abhalte und zu Polisonerien verführe. Sie spielen Comödie; es sind wöchentlich Redouten; sie schwärmen überall umher. Doch scheint es mir, wenn ich Goethe recht beurtheile, daß er dies nur zu einem Mittel wähle, sich dem jungen Herzog unentbehrlich zu machen, und aus ihm ein Muster eines großen Fürsten zu bilden. Kopf hat er genug dazu, ist voller Einbildungskraft und redet immer in Bildern."

Noch Einiges über Lessing und Goethe.

Weiße an Garve.

März 1775.

„Vermuthlich haben Sie schon gehört, daß Lessing acht Tage bei uns gewesen ist und auf der Rückreise von Berlin über Dresden wieder zu uns kommen wird. Er ist täglich bey mir gewesen und hat mir viele Beweise von seiner alten Freundschaft gegeben, so weit diese bey ihm gehen kann, denn bis an's Herz kommt sie nicht leicht. Er hat mir im Vertrauen gesagt, daß sein unruhiger Geist ihn bald wieder von Wolfenbüttel hinwegtreiben werde und daß diese Reise die Vorbereitung sey.“

(Man sprach damals von der Versetzung Lessing's an Hagedorn's Stelle nach Berlin.)

„Mit Goethes und seines neuen Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war Lessing äußerst unzufrieden“, fährt Weiße dann fort, „und besonders aufgebracht war er gegen die Leiden des jungen Werther. Er behauptet, der Charakter des jungen Jerusalem sey niemals der eines empfindelnden Narren, sondern eines wahren nachdenkenden kalten Philosophen gewesen.“

Sollte man glauben, daß diese Art der Beurtheilung eines Kunstwerkes von Lessing kommen konnte?

„Wie Klotzen wird er einmal jählings Goethen auf den Nacken springen, doch da es Goethen auch nicht an Hörnern fehlt, so wird der sich wohl wehren“, fügt der Briefsteller hinzu.

Januar 1776.

„Lessing ist in Dresden und wird in den nächsten Tagen wieder hier seyn. Ich bin neugierig was für Schätze er aus seiner italienischen Reise eingeärndet hat. Sein Aufenthalt war freilich nur kurz,

aber er sieht auch mit einem Blick mehr, als zehn Andere mit ihren zwanzig Augen."

„Goethe ist bis jetzt in Weimar gewesen, wo sich Wieland, wie man sagt, bis zum Hände küssen vor ihm erniedrigt hat. Er macht dort viel wunderliche Streiche, die seine Bewunderer Laune nennen, duzt sich mit dem Herzog, mit dem er in der größten Familiarität lebt."

„Ich habe vor etlichen Tagen Briefe gesehen, die sich Lavater und Goethe schrieben und in der That nie etwas Närrischeres gelesen. „Lieber Bruder, hast's doch empfangen?" — „Dein Fragment über den Affenschädel ist vortrefflich." — „Hab's verloren." — „Mußt's neu machen. u. s. w."

Wieland an Merk.

Goethe ist immer der nämliche, immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, er selbst durch Theilnehmung glücklich. — Ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen."

„Goethe ist bald da, bald dort. Wollte Gott, er könnte, wie Gott, allenthalben seyn!"

Weiße berichtet Uz in der Folge mit vieler Befriedigung, daß Goethe ihn in Leipzig besucht habe, und fährt dann fort:

„Der Geschmack, welcher jetzt in der Literatur herrscht, ist indeß durchaus nicht der meinige und ich wollte darauf wetten, auch nicht der Ihrige. Wohlklang und Harmonie ist aus der Poesie verschwunden. An die alten guten Schriftsteller denkt man nicht mehr. Alles ist Lavaterisch, Goethisch, Herderisch! Doch ist die Zeit nicht vorüber, wo Sie gegolten. Alle wahren Kenner der Dichtkunst werden Sie lesen und verehren, so lange noch ein wenig Geschmack in Deutschland ist. Der alberne Schwindel der Barden, Minne- und Wonnesänger kann nicht ewig dauern. Der größte Theil davon ist

eine Bande junger Göttinger, die dem Wandsbecker Boten, oder Herrn Asmus Boden in Hamburg nachlaufen, weil er durch seine vermeynte Laune ihre Bewunderung auf sich zieht."

„Keiner verdrießt mich aber mehr als unser Gleim, der hinter Herrn Bürger und Claudius, und wie die Minnesänger alle heißen, in Bocksprüngen herreitet."

1777.

„Goethes Beispiel, daß man ein Drama ohne viel Regeln schreiben kann, wird die üble Folge haben, daß wir alle Romane in Schau- und Trauerspiele verwandelt bekommen. Wie klein ist der Schritt zurück zu den alten Haupt- und Staatsactionen!"

„Ich habe alle meine Trauerspiele von Anfang bis zu Ende wieder durchgelesen und wahrlich mit mehr Demüthigung als Stolz. Indessen glaube ich doch ohne Eitelkeit behaupten zu dürfen, daß von allen unsern dramatischen Dichtern — ich nehme Lessings Minna aus, für die ich freilich alle meine Comödien hingäbe — keiner das für unsere Bühne gethan hat, was ich gethan habe, so unvollkommen auch Alles seyn mag."

„Der Autor muß allezeit der letzte Richter seiner eigenen Arbeiten seyn", schreibt Uz um diese Zeit an Gleim.

Lessing's theologische Fragmente und seine Streitigkeiten mit dem Hamburger Pastor Götze fallen gegen das Ende der siebenziger Jahre. Während Goethe in seiner vollen Dichterkraft und Schönheit aufblühte, war es Lessings Schicksal auf der Kampfbahn auszuharren bis an das Ende. Und es war auch sein Schicksal den großen Genius in seinem ersten Erscheinen nicht zu erkennen, gleich wie Friedrich der Große den deutschen Geist nicht erkannte, für den er doch gestritten hat.

Lessing an seinen Bruder Karl Gotthelf.

August 1778.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen

Streitigkeiten hat, die ich mir damals nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen. Woll ihr den Inhalt des Stückes wissen, so schlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Givrneto 1. N. III. Melchisedech Giodeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode gefunden zu haben, so daß sich alles gut soll lesen lassen und ich den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen werde, als noch mit zehn Fragmenten."

Oct. 1778.

„Mein Nathan wird kein satyrisches Stück, wie ihr glaubt, um den Kampfplatz mit Hohn und Gelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, wie ich nur immer eines gemacht habe. Ich will ihm den Weg nicht versperren auf das Theater zu kommen, sey es erst nach hundert Jahren."

„Es ist aber genug, wenn es sich nur mit Interesse liest, und unter tausend Lesern Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt."

Auch in dem jugendlich aufstrebenden Dichter- und Gelehrtenkreise fehlte es nicht an Reibungen der verschiedensten Art. Sie liegen jedoch außerhalb unseres Bereiches.

„Wenn man älter und die Welt enger wird", schreibt Goethe an Jacobi, denkt man freilich manchmal schmerzlich an die Zeiten, wo man zum Zeitvertreib Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Uebermuth die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist."

Und dann wieder:

„Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläßt, muß es widrig auffallen. Ein leichtsinniger Mensch darf Andere zum Besten haben, erniedrigen, wegwerfen, weil er sich selbst wohl einmal Preis giebt. Wer auf sich selbst etwas hält, scheint dem Rechte entsagt zu haben, Andere gering zu achten. Und was sind wir Alle, daß wir uns viel erheben dürfen?"

Der alte Uz.

Den Leser, denke ich, muß es wie den Schreiber seltsam anmuthen, aus freier Geistesweite zurückzukehren nach dem kleinen Hause in der Adlerwirthsstraße zu Anspach, wo Uz mit Mutter und Schwester sein still zufriedenes Leben führte. Wir suchen dort nicht mehr den berühmten Dichter, der alljährlich zur Leipziger Meßzeit die gelehrte Welt von sich reden machte, sondern wir haben es mit dem weisen Manne zu thun, welcher die selten bestandene Prüfung der geistigen Selbstentäußerung heiteren Muthes überwunden hatte. Es konnte ihn so das Loos nicht treffen, dem wenige seiner Dichtergenossen entgangen sind: sich selbst zu überleben.

„Der Landgerichtsasessor Uz widmete sich ganz seinem amtlichen Berufe", sagt Herr Schlichtegroll. „Die Räthe bewunderten seine Thätigkeit und zugleich die Gründlichkeit und lichtvolle Klarheit in seinen Arbeiten. Er hatte immer die meisten Geschäfte und die wenigsten Acten im Hause."

Seine vornehmen Vorgesetzten haben ihn auch bis gegen das Ende seiner dichterischen Laufbahn nur als fleißigen und geschickten Beamten gekannt. Es ist ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, daß der damals regierende Markgraf Carl Alexander erst im Jahre 1770 bei Gelegenheit einer Reise nach Rom auf den heimischen Dichter aufmerksam gemacht wurde.

Clemens der Vierzehnte, der bekannte Pabst Ganganelli schien sich der Bekanntschaft des Markgrafen besonders deshalb zu freuen, „weil dieser das Glück habe, einen der ersten Dichter den großen Sänger Uz, den er freilich nur in einer italienischen Uebersetzung bewundern könne, in seinem Lande zu besitzen." Unmittelbar nach der Rückkehr ließ der Markgraf den berühmten Mann zu sich entbieten, um ihn seiner Gnade und Hochachtung zu versichern. Wäre

Uz nicht der Sohn eines Goldschmieds, sondern eines Grafen oder Baron gewesen, so würden vielleicht, wie es Cronegk geschah, die Jagdhüter und Bettelvögte zur Unterstützung seiner poetischen Begeisterung aufgeboten worden sein, vorausgesetzt, daß er Waldspaziergänge sonderlich geliebt hätte.

Freilich war man an dem markgräflichen Hofe weit entfernt sich um deutsche Literatur zu bekümmern. Wenn gleich in etwas veränderter Weise, so war doch Carl Alexander, was seine häuslichen Verhältnisse betraf, den Fußtapfen seines Vaters, des Markgrafen Carl Friedrich vollständig gefolgt. Eine französische Schauspielerin Mademoiselle Clairon [16], und die englische Lady Crawen spielten nacheinander mit großen Ansprüchen die gleiche Rolle, die früher von den beiden Dienerinen des alten Herrn in gehorsamer Unterwürfigkeit ausgefüllt worden waren.

In dem Briefwechsel Karl Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette finden sich mannigfache das Anspacher Hofleben unter dem letzten Markgrafen betreffende Andeutungen. Daß die Knebel'sche Familie in Anspach heimisch war, ist schon früher erwähnt worden. Der Vater bekleidete die Stelle eines Geheimen Rathes im Ministerialcollegium. Er und die Seinigen scheinen über Wunsch und Begehr am Hofe beschäftigt gewesen zu sein und Henriette hatte dem Bruder in Weimar viel darüber zu klagen. „Die Feste sind ihr langweilig, der Straßenlärm ist ihr zuwider.“ „Sie fahren und reiten als wenn sie einen Weg von sechs Stunden in zwei machen müßten, wie der Markgraf den nach Nürnberg.“

Von der Lady Crawen weiß sie viel, aber nichts Gutes zu berichten; sie sei häßlich wie eine Hexe aus Makbeth, schreibt sie. „Es giebt Leute, wie z. B. unser Uz, die sie gar nicht ansehen können.“ Rastloser Neid auf jedes stille Verdienst ist Grundzug ihres Charakters. „Der Markgraf lebt in einer giftigen Atmosphäre“, heißt es weiter. „Er kann durch nichts gestimmt werden, als durch die, die nichts Gutes will. Einen reellen Vortheil darf sich Niemand

von seiner Gnade erwarten. Dies zu verhindern ist der Lady eifrigstes Bestreben. Es ist zu vermuthen, daß der Markgraf auf diese Weise seiner Regierung überdrüßig werden wird, und dahin ist es, wohin die Lady ihn haben will."

Wirklich verkaufte der Markgraf im Jahre 1790 sein Fürstenthum an die Krone von Preußen und lebte von da an, mit seiner liebenswürdigen Dame verheirathet, in England.

In Uzens Briefen findet sich keine Erwähnung dieser Begebnisse. Unser Freund hatte indeß seine Mutter verloren und spann sich immer mehr in die Enge ein, wie dies seiner Natur und seinem Alter zuträglich war.

„Ich bin, seit einer vor etlichen Jahren ausgestandenen Krankheit, gesund und zufrieden", schreibt er im Sommer 1780 an Gleim. „Ich habe keinen Ueberfluß, doch leide ich auch nicht Mangel. Ich lebe nicht als Domherr, doch auch nicht als Einsiedler. Neue Freunde mache ich mir nicht; ich vergnüge mich mit den alten. Gott hat mir nur noch eine Schwester gelassen. Vor etlichen Jahren hat er mir die ältere genommen und im vorigen Jahre meine achtundachtzigjährige Mutter. So lebe ich in meinem kleinen Häuschen, das für mich und meine Schwester eben zureicht, so lange der allgemeine Vater will."

Eine bedeutende kritisch-poetische Beschäftigung war für den alternden Uz die Umarbeitung des Anspach'schen Gesangbuches, welche er im Auftrag des Markgrafen gemeinsam mit seinem Freunde Junkheim übernommen hatte. Die Arbeit dauerte geraume Zeit hindurch und wurde mit höchster Gewissenhaftigkeit ausgeführt, wofür einige geschriebene Folianten im Anspacher Archiv Zeugniß ablegen. Die Veröffentlichung und Einführung des Gesangbuchs erfolgte 1781.

Abermals an Gleim.

„Hierbei überschicke ich Ihnen das neue Gesangbuch, das Sie verlangt haben. Ich wünsche, daß Sie damit zufrieden seyn mögen.

Mein Freund Dr. Junkheim und ich haben etliche Jahre uns mit dieser Arbeit beschäftigt und es ist wirklich eine saure Arbeit gewesen. Wir haben die neuesten Gesangbücher benützt, aber oft hielten wir doch eine neue Verbesserung für nöthig. Dann durften wir auch das Lokale nicht außer Acht lassen und mußten vornehmlich die im ältern Gesangbuch vorhanden gewesenen Lieder zu verbessern suchen. Diese alten Lieder haben einen ehrlichen, herzlichen und wirklich populären Ton, den wir durch übertriebene Purismen nicht verderben wollten. Von meinen Liedern habe ich nur zwei wiewohl ungerne einschalten lassen, weil sie schon in den meisten Gesangbüchern stehen."

Die Absicht und der Plan, nach welchem bei dieser Gesangbuchverbesserung verfahren werden sollte, ist in den obigen Zeilen klar genug ausgedrückt. Die Art der Behandlung läßt sich wohl am besten an einer oder der andern ausgewählten Probe deutlich machen.

Man hatte beschlossen die Lieder von Luther möglichst unverändert zu lassen; Die Bearbeiter konnten sich jedoch nicht enthalten in dem Liede:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,"

die Verse:

„Das Wort sie sollen lassen stahn
Und nicht Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben."

folgendermassen zu ändern:

„Das Wort sie sollen lassen stehn,
Und nicht Dank dazu haben.
Gott steh uns bey auf unser Flehn
Mit seinem Geist und Gaben."

In dem alten Liede:

„Ein Lamm geht hin und trägt die Schuld,"

lautete die fünfte Strophe:

„Mein Lebetage will ich dich
Aus meinem Sinn nicht lassen.
Dich will ich gleich, so wie du mich
Mit Liebesarmen fassen.
Du selbst sey meines Herzens Licht,
Und wenn mein Herz in Stücken bricht,
Sollt du mein Herze bleiben. u. s. w."

Die Bearbeitung wurde folgendermaßen ausgeführt:

„So lang ich lebe, will ich dein
O Jesu, stets gedenken.
Mein Herz soll dir geweihet seyn,
Ganz will ich es dir schenken.
Nur dir gefallen sey mein Ruhm,
Ich will mich dir zum Eigenthum
Auf ewig übergeben. u. s. w."

Mehrere alte Lieder, unter ihnen das bekannte: „Wie schön leucht' der Morgenstern", wurden als unbrauchbar zurückgelegt. Kleine Veränderungen mußten selbst die Gellert'schen Lieder erdulden.

„Im Ganzen hat das Anspach'sche Gesangbuch viele Vorzüge vor dem, welches sonst in den dortigen Landen gebräuchlich war;" so berichtet die allgemeine Bibliothek (51. Band, 2. Stück 1782.) Die Herausgeber haben mit möglichster Klugheit dafür gesorgt, daß in Sachen, die die Dogmatik angehen, alles beim Alten gelassen werde. Sie werden dadurch vielen Nackenschlägen entgehen, denen sie sonst von dem nicht denkenden Volk und den nicht denkenden Priestern an der Spitze, würden ausgesetzt gewesen seyn."

Der Markgraf lohnte den beiden Bearbeitern mit einer goldenen Medaille und Bezeugung höchster Zufriedenheit. Im Volke freilich wagte sich manche ungünstige Stimme hervor. „Dort wohnt er, der Gesangbuchmacher", sagten die an Uzens Hause vorübergehenden Bauern der Umgegend; und es war dies eben nicht immer im Sinne freundlichen Einverständnisses gemeint.

Ob in solchen Dingen der Inhalt nicht leichter noch als die

Form eine Veränderung ertragen mag, bleibt immerhin die Frage. Der Ausdruck des unaussprechlichen Seufzens, den wir Gebet nennen, kommt so sehr aus der innersten Seelentiefe, daß es ihm kaum darum zu thun sein kann strenge Regeln der Aesthetik ernstlich an sich heran zu lassen. Dem Urtheilslosen wird hier liebe Gewohnheit zur andern Natur; der Gebildete aber wird sich eingestehen müssen, daß die Wahrheit der Empfindung einer geglätteten Form immerhin vorzuziehen sei.

Es führt dies auf die alten Widersprüche, welche offen und verhüllt in diesen Blättern als wesentlicher Inhalt vielleicht nur allzu sehr hervortreten.

Wir haben unsern Uz in dieser Beziehung genügend kennen gelernt. Er ist sich treu geblieben bis zum letzten Athemzug. Hören wir seinen Biographen: Uz war der gelassenste ruhigste Mann; er konnte viel Verwunderliches mit einem leichten: „Ja, ja, so geht's“ hinnehmen. Nur wenn man auf die neueste deutsche Dichtkunst zu sprechen kam, ward er überaus lebhaft. Da erglühte ihm die Wange, die Worte strömten; seine Stimme ward laut und heftig. Die Furcht, der so schnell erhobene Ruhm der deutschen Dichtung könnte durch die neue leichtere Behandlung von der kaum erreichten Höhe herabsinken, brachte ihn in Leidenschaft. Uz hatte den großen Gang der deutschen Bildung mitgemacht; er sah wie sich die Sprache aus Ungelenkigkeit und Unvollständigkeit, aus Roheit und Härte allmählich empor arbeitete, und er entbrannte in Bitterkeit gegen die jungen Dichter, welche sich herausnahmen wider Geist, Plan und Gefüge der neuen deutschen Schriftsprache im Uebermuth zu sündigen. Er suchte voll Eifer den Verderbern entgegen zu arbeiten, die, wie er glaubte, nur strebten in Sturm und Drang den deutschen Geist zu entehren.

Es war aber nicht nur die Jugend, mit der er haderte; er mochte auch mit seinen eigenen Gesinnungsgenossen nicht immer übereinstimmen; so z. B. mit Ramler, dessen unermüdlicher Versverbesse-

rungslust, besonders an fremdem Gute, er mit großem Verdruß zusah. „Ich hätte es ihm schon sagen wollen, wenn ich meine Verse verändert hätte haben wollen", sagte er bei Gelegenheit einer Ramler'schen Blumenlese, in welcher es sich Uzische Verse gefallen lassen mußten. „Was ging ihn fremde Waare an?"

Selbst Gleim konnte seiner gutmüthigen Tadelsucht nicht entgehen. So oft ein neuer Almanach herauskam, zankte er über den unverbesserlichen Freund. „Ich hab's dem Alten immer gesagt, er möchte doch einmal aufhören, weil nichts mehr dabei herauskommt, denn seine Sache ist nichts mehr, so wenig als die meinige. Kein Kalender wird gedruckt, wo er nicht darin stehen muß. Lieferte er lieber eine critische Ausgabe von seinen Werken; das wäre gescheuter, als das ewige Verse machen." Nur die Volkslieder und Halladat hatten noch Gnade vor Uzens Augen gefunden.

Solche und ähnliche Erinnerungen sind aus der Feder eines der vertrautesten Freunde unseres Uz, des Gymnasialprofessors Degen, geflossen und im Juni 1797 im deutschen Merkur abgedruckt worden.

Seit dem Jahre 1767, so erzählt Degen, war Uz nicht zu bewegen einen Vers zu schreiben. „Das Dichten gehört für junge Leute", pflegte er zu sagen. „Wir Alten müssen schweigen." Er vertilgte Alles, was nach seiner Meinung der Aufnahme in seine Werke nicht würdig war.

„Es ist bei der jetzigen anarchischen Periode wenig Ehre sich unter das junge rohe Volk zu mischen", schrieb er an Gleim. „Ich schreibe keine Verse mehr und wenn nach meinem Tode welche von mir erscheinen, so halten Sie sie für unächt."

Degen erzählt dann weiter:

Ein Freund fragte ihn, wie er zu der Wahl seiner Gegenstände gekommen sei. „Je nun, was wollte ich thun? Gleim tändelte und scherzte, Ramler besang seinen Friedrich. Beides war mir weggenommen; da mußte ich mich denn wohl an die Philosophie machen."

Ein Schulmann und eifriger Verehrer Uzens hatte seinen Schülern die Theodice wie eine horazische Ode erklärt. „Warum nicht gar", sagte Uz; „die Herrn lassen Einem denken, was sie mögen. Da hätte man viel zu thun."

Wir sehen den kleinen stillen Mann in seiner Studirstube, von seinem „Leibregiment", seinen Büchern umgeben, die unzertrennliche Tabakspfeife in der Hand, die er nicht müde ward mit Stein und Schwamm anzuzünden so oft sie ihm auch auslöschte. Vormittags saß er ernsthaft über seinen Akten. Nachmittags lagen auf demselben Tische vor ihm die neuesten Erzeugnisse der Musen und ein paar Bände seiner getreuen Alten. Wie früher Anakreon sein beständiger Begleiter war, pflegte er jetzt mit Pindar und Theokrit den Tag zu beschließen.

So enge er sich eingesponnen hatte, fand der Besucher ihn zur guten Stunde doch mittheilsam und herzlich; den liebenswürdigsten Gesellschafter, aufgelegt zu Scherz und munterer Laune wie zu ernstem Gespräche.

Einst hatte Uz an Grötzner geschrieben: Haben Sie vergessen, daß ich selten melancholisch bin und keine melancholischen Freunde suche? Wenn ich mich ändern könnte, so mögen Sie nur auf ein Leichen-Carmen für mich denken. Ich bin noch immer der aufgeräumteste unter meinen Freunden und zwar ununterbrochen."

Vom Jahre 1770 heißt es in einem Briefe: „Ich bin noch immer der alte Uz. Vergnügt und fröhlich. Ich bin zufrieden; und bin ich gleich kein kleiner oder großer Zöllner, so bin ich auch kein Sünder."

„Uz war ein heiterer, höchst menschenfreundlicher Mann", so erzählte eine alte Dame, deren Vater mit Uz befreundet gewesen war, „obgleich er ganz zurückgezogen lebte. Er hatte eine Schwester bei sich, die eben so still und zurückgezogen war, wie er selbst. In der Sommerszeit besuchte er häufig ein Haus mit Garten an der Eyber Straße liegend, wo er die Nachmittage zubrachte. Wahrscheinlich hatte er sich hier eingemiethet."

Der Frieden des Dörfchens Eyb, welches in frischem Wiesengrunde, sanft von Bäumen beschattet liegt, als fände der Kampf der Welt hier keine Stätte, die Seele aber Ruhe und Stille, mochte dem alternden Manne ein wünschenswerthes Asyl vor dem lärmenden Treiben des Hofes dünken.

Nehmen wir hierzu sein Clavecin, für das er häufig bei Gleim um Noten nachsuchte — er spielte gerne die neuen Mozart'schen Sonaten — und die poetischen Zechabende bei Freund Hirsch, so sind die bescheidenen Lebensgenüsse unseres Freundes vollzählig.

Fragen wir nun endlich nach Gestalt und Zügen unseres Dichters, so finden sich der gezeichneten und gemalten Portraits nach Uz eine ziemliche Anzahl. Gleim ließ ein Bild nach einer Silhouette und aus seinem Gedächtniß malen, was Uz sehr komisch vorkam. Nicolai gab ein Uzisches Miniaturportrait als Neujahrsgeschenk für Damen, mit seiner Bibliothek heraus. Der Buchhändler Haid in Augsburg ließ den Dichter, worüber sich dieser höchlich ärgerte, in altrömischem Kostüm erscheinen. „Von den vielen Bildnissen, die nach mir gemacht worden sind, gleicht mir nicht eines recht", schreibt er. „Jetzt sitze ich keinem Maler mehr. Ich bin zu alt."

Das beste unter diesen Portraits, ein Oelbild von May, nach welchem ein schöner Kupferstich von Bause vorhanden ist, wird, wie schon erwähnt, in der Anspacher Schloßbibliothek aufbewahrt: Ein ältlicher Herr in den Fünfzigen, in dunklem Kleide, gerader stattlicher Haltung, die starkgepuderten Haare sorgfältig gescheitelt und auf beiden Seiten des Gesichtes in zwei feste, regelrechte Locken gedreht; die Züge markirt, breite Nase, großer Mund; der Ausdruck große Freundlichkeit, besonders in den Augen. „Das Ganze", so schließt die Schilderung, „durchaus nicht unbedeutend, und doch ziemlich gewöhnlich."

Heimgang.

Daß Einer — ein Einziger — des neuen Dichterkreises im Vorübergehen unserem Uz zu freundlicher Begrüßung die Hand gereicht, darf nicht vergessen bleiben. Es war Herder, welcher im Sommer 1788 auf seiner Reise nach Italien, Nürnberg und Anspach besuchte und im Knebelschen Hause kurze Rast hielt, wohin er durch Karl Ludwig von Knebel aus Weimar empfohlen war. Während dieses Aufenthaltes besuchte er den alten Uz, „der vor Vergnügen außer sich war", wie Henriette ihrem Bruder erzählt, „und Herdern durch sein gutherziges unzerstörbar joviales Wesen gar gut gefiel."

Herder schreibt an seine Frau den 21. August 1788:

„Gestern Morgen habe ich Nürnberg verlassen und am Mittag kam ich hier in Anspach an. Knebels Familie ist eine überaus gute Familie; seine Mutter eine so würdige, feste, verständige, muntere Frau, als es ihrer wenige giebt. Seine Schwester ist von außerordentlicher Güte und einer schüchternen Zartheit, recht wie eine Taube. Es drückt sich überall der Charakter des Landes hier aus, daß man bequemer, ungezwungener natürlicher ist und lebt, als bei uns. Es herrscht eine Gutherzigkeit in diesem Hause, die äußerst wohl thut.

Noch muß ich dir sagen, daß mich Uzens Bekanntschaft sehr erfreut hat. Er ist der Pendant zu Gleim, nur eingeschränkter und nicht so auswerfend, weil er nicht so begütert ist, wie Jener; aber auch ein Dichter nach der alten Art ist er; dabei sehr aufgeweckt und wie ein Jüngling lustig.

„So ein „incorrecter" Schriftsteller ich bin", setzt Herder hinzu, „hat er doch mit weinenden Augen von mir Abschied genommen, welches denn der erste solche Fall ist, den Knebels bei ihm gesehen haben."

Wir fassen noch einmal das heitere, freundliche Bild unseres Dichters, so wie Herder es schildert, in's Auge, um nun unsrerseits von ihm Abschied zu nehmen. Die Zeit ist da, und der kurze, doch nicht mühelose Weg neigt sich zu Ende. Schon breitet das wehmüthige Gefühl des nahen Scheidens seine Schatten aus, unter denen auch die Befriedigung der vollendeten Arbeit gefangen liegt.

Am Ausgang unserer Geschichte, steht der große, mit Widerstreben ins Auge gefaßte Wendepunkt vor uns, der sich nicht umgehen läßt, so wenig seine düstern, ungeheuerlichen Umrisse zu dieser kleinen harmlosen Erzählung stimmen.

Nachdem der Uebergang von der alten zur neuen Zeit in der deutschen Literatur sich friedlich vollzogen hatte, war jetzt der lange und still drohende politische Sturm in Frankreich ausgebrochen, mit all der Schrecklichkeit, die immer den Augenblick bezeichnet, in welchem die Volksmassen sich angetrieben fühlen neue Ideen in das Leben zu führen. In solchen Zeiten ist es eigenthümlich traurig zu sehen, wie die sittlichen Grenzen sich verwischen und der Einzelne nicht mehr Herr über sein Handeln und Wollen ist. Im Gewühl des Kampfes geht die Fernsicht auf ein helles trostvolles Ziel verloren und mit ihr der Muth und das Vertrauen auf das Recht und die Kraft der eigenen Gesinnung. Wie viele stille moralische Opfer mögen in verzweifelnder Hoffnungslosigkeit der Revolution gefallen sein, außer denjenigen, welche auf dem Grèveplatz ihr Leben verloren haben!

Mit welchen Augen unsere dichterischen Zopfhelden diese Ereignisse angesehen haben, bedarf keiner Frage. In den Briefen des Leipziger Freundes ergießt sich der Strom schmerzhafter Entrüstung mit der ganzen Aufregung, welche die Wirkung unmittelbarer und täglich frisch einlaufender Schreckensnachrichten bezeichnet.

„Man schwazt von Freyheit, man verfolgt Diejenigen mit Feuer und Schwert, die ihre Constitution behaupten wollen", schreibt Weiße an Uz. „Man schilt auf die barbarischen Jahrhunderte der

Hierarchie, des Fanatismus, der Dummheit; und was thut unser gepriesenes Jahrhundert, das die Menschen wie Schafe würgt, Gesetz und Ordnung und gesunde Vernunft mit Füßen tritt, und ganz Europa erzittern macht? Die Menschheit schaudert vor den Gräueln, wie jedes Zeitungblatt sie bringt."

„Die Leipziger Stimmung in Beziehung auf die französische Revolution ist bekannt genug" heißt es weiter. „Jetzt haben die Franzosen durch ihre gesetzwidrige Hinrichtung des Königs, durch ihre Pariser Abscheulichkeiten, durch die unbesonnene Art ihre Freiheit den Völkern aufdringen zu wollen den größten Theil ihrer Freunde eingebüßt."

„In der That darf unsere Zeit auf ihre Denkungsart und Sitten nicht stolz seyn, sie wird vielmehr eine traurige Epoche in unserer Geschichte ausmachen. Grausamkeit und Immoralität können in dem Zeitalter der schlimmsten Barbarey nicht höher gestiegen seyn."

„Revolutionen in der theologischen, philosophischen und politischen Welt! Alles überspannt und in die höchsten Extreme getrieben! Anarchie und Despotismus, Aberglaube und Unglaube, Zweifel und Schwärmerey! Das Gute, das aus all dieser Verwüstung erfolgen möchte, läßt sich wohl schwerlich jetzt berechnen."

In einem Briefe von Februar 1793 heißt es: „Vor Kurzem besuchte mich der russische Gesandte, Baron von Krüdener. Er behauptet, daß die Franzosen binnen zwei Jahren wieder einen König mit aller Gewalt des Despotismus haben würden. Das wäre doch ein seltsamer Ausgang der französischen Freiheitskämpfe!"

Uz hielt sich nach seiner Weise stille, doch schien auch auf ihm die Zeit schwer zu lasten. Er hatte indessen an der Verbesserung seiner Gedichte füe eine etwaige künftige Auflage gearbeitet und überschickte diese Veränderungen seinem Freunde Weiße, welchem er im Falle seines Todes die Sorge dafür nach freier Willkühr übertrug. „Mein Alter steigt immer höher", schreibt er in dem begleitenden

Briefe. „Es thut mir auch gar nicht leid, daß ich so alt bin. Wo ich hinsehe — nichts als trübe donnerschwangere Wolken, die über uns hängen. Was kann ich für Freude von der Zukunft erwarten?“

Im Jahre 1790 hatte Uz die Stelle eines burggräflichen Directors nebst dem Titel eines geheimen Rathes erhalten, welchen letzteren er, mit dem ihn begleitenden Orden in stolzer Bescheidenheit als eine für ihn unpassende Auszeichnung zurückwies. Die höhere Amtsthätigkeit jedoch schien ihm Freude zu machen und er ergab sich ihr mit um so ausschließenderem Eifer, als die neue Richtung der Literatur ihm mehr und mehr fremd und unheimlich ward. Er sah sie als völlig der Verfallszeit zugehörend an, und weder Tasso, noch Iphigenie, noch Wilhelm Meister vermochten ihm einen Trost zu bringen.

Neben den einen großen und gefürchteten Geschmacksverderber war nun ein zweiter getreten. Es gelang Schiller dem Geschichtschreiber nicht, die Herrn der alten Schule auszusöhnen mit dem Verfasser der Anthologie, der Räuber, des Fiesco und Don Carlos. Dann kamen die Horen und kamen die Xenien. Es trat die wunderbare Erscheinung der dichterischen Freundesgemeinsamkeit von Goethe und Schiller ein, mit welcher die Blüthe der deutschen Dichtung erreicht war und eine neue Geistesbahn sich aufgethan hatte.

In den Briefen unseres Uz ist Wieland und Herder vielfach genannt. Der Name Goethe und der Name Schiller kommt nicht darin vor. Weiße seinerseits hat in gesichertem Mißverständniß sich viel mit ihnen zu schaffen gemacht.

Wie herrlich und tröstlich müßte es sein, wenn dem Menschen vergönnt wäre, am Ende seiner Tage sein Verhältniß und seine geistigen Beziehungen zu Zeit und Zeitgenossen klar zu überschauen und zu beurtheilen. Niemand brauchte sich dann in dem Gedanken zu grämen, daß er umsonst gelebt habe und Niemand würde verzagen ein unvollendetes Werk in die Hände der Nachlebenden zu überliefern. —

Zögern wir nicht länger, dem Abschluß unserer Geschichte uns zuzuwenden!

Am 10. Februar 1795 hatte Uz folgenden Brief an Weiße geschrieben, welcher in dessen Vorrede zu Uzens gesammelten Werken abgedruckt ist:

„Sie werden sich wundern mein inniggeliebter Freund, von mir ein so mächtig großes Paket zu erhalten, und darin Ihre ganze Correspondenz anzutreffen. So weh es mir thut mich von Ihren Briefen, die eines der größten Vergnügen meines Lebens ausmachten, getrennt zu haben, so wollte ich sie doch nicht der Gefahr aussetzen, sie nach meinem Tode in fremde Hände kommen zu lassen. So viel die Literatur durch ihren größtentheils sehr interessanten Inhalt gewinnen möchte, so zweifle ich doch nicht, daß Sie bei der Freymüthigkeit und Offenherzigkeit, womit wir einander seit vielen Jahren zu schreiben gewohnt waren, ihre Bekanntwerdung mit Widerwillen sehen würden. Ich stehe im fünfundsiebenzigsten Jahre meines Alters und mein Tod kann wahrscheinlicher Weise nicht allzuweit entfernt seyn. Ich hinterlasse weder Frau noch Kinder und habe nur noch eine ledige Schwester, ungewiß, ob sie mich oder ich sie überlebe. Meine kleine Verlassenschaft kömmt in fremde Hände, meine Papiere werden durchstöbert. Es wäre ein Fund für den unberufenen Eigennutz, wenn eine vortreffliche Briefsammlung Unverständigen in die Hände fiele.

Ich habe Ihre Briefe, ehe ich mich von Ihnen trenne, noch einmal von Anfang bis zu Ende durchgesehen. Mit Empfindungen der lebhaftesten Dankbarkeit und Liebe habe ich Ihre unveränderliche Freundschaft gegen mich, und wie viel ich Ihnen von jeher zu verdanken gehabt habe, nicht ohne innige Rührung wahrgenommen. Gott segne Sie auch für dieses Gute das Sie gethan haben, mit seinem reichsten Segen und lasse es Ihren Kindern so wohl gehen, als es ein so edelmüthiger Vater verdient. Ich bin von ganzem Herzen Ihr unveränderlich getreuer Freund Uz."

Auch von Gleim nahm unser Freund einen herzlichen Abschied. „Es ist ein großer Trost für mich, in meinem Alter noch einen so vortrefflichen Freund zu besitzen, der mit mir sympathisirt und mich hoffentlich überlebt", schreibt er. Ich würde sonst ganz isolirt in der Welt übrig bleiben."

Das Ende des Dichters war sanft und leicht. Im April 1796 ward er, in dem Augenblick, als er ein Buch vom Gestelle herabnehmen wollte, von einem Schlaganfall betroffen. Er erholte sich bald, vollendete mit voller Geisteskraft ein wichtiges Rechtsgeschäft, dann aber erkrankte er auf's Neue an den Folgen jenes Anfalls, um nicht wieder zu genesen. Am zwölften Mai wurde ihm das Königlich preussische Patent seiner Erhebung zum Geheimen Justizrath und Landrichter zu Anspach überreicht. Er gab durch ein gleichgültiges „So" zu erkennen, daß er die Nachricht verstanden habe, legte sich darauf still zurecht und war wenige Stunden nachher kampflos in Frieden entschlummert. Er starb, ein allgemein verehrter Greis im Alter von sechsundsiebenzig Jahren.

„Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra auf das Grab gesetzt werden sollte, so gebührt sie ihm: Eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Er traf den Ton, in welchem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringt und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht. Seine Oden sind ein Lehrbuch der lieblichsten Moral in süßen Gesangesweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaße nicht gebraucht hat, so spricht doch der Geist des Horaz aus seinen Versen." So heißt es in Herder's Adrastea.

Wir wollen mit einer andern Gedächtnißschrift schließen, die der Dichter sich selbst mit den vollsten Accorden seiner Leier gesungen hat, und wählen dafür eines seiner späteren Gedichte, die charakteristisch liebenswürdige wenn gleich etwas schwer verständliche Ode: „An die Freude", welche neuerdings hie und da in eine Art

von historischer Verbindung mit Schiller's unsterblichem Hymnus gebracht worden ist.

Freude, Königin der Weisen,
Die mit Blumen um ihr Haupt
Dich auf güldner Leyer preisen,
Ruhig, wenn die Bosheit schnaubt;
Höre mich von deinem Throne,
Kind der Weisheit, deren Hand
Immer selbst in deine Krone
Ihre schönsten Rosen band;

Rosen, die mit frischen Blättern,
Trotz dem Nord unsterblich blüh'n,
Trotz dem Südwind unter Wettern,
Wenn die Wolken Flammen sprüh'n,
Die dein lockig Haar durchschlingen
Nicht nur an Cytherens Brust,
Wenn die Grazien dir singen,
Oder bei Lyäus Lust.

Sie bekränzen dich in Zeiten
Die kein Sonnenblick erhellt,
Sahen dich das Glück bestreiten,
Den Tyrannen unsrer Welt,
Der um seine Riesenglieder
Donnerndes Gewölke zog,
Und mit schrecklichem Gefieder
Zwischen Erd und Himmel flog.

Dich und deine Rosen sahen
Auch die Gegenden der Nacht
Sich des Todes Throne nahen,
Wo der kalte Schrecken wacht,
Und den Pfad, wo du gegangen,
Zeichnete das sanfte Licht
Cynthiens mit vollen Wangen,
Die durch schwarze Schatten bricht.

Dir war dieser Herr des Lebens,
War der Tod nicht fürchterlich,
Und er richtete vergebens
Seine Waffen wider dich,
Weil im traurigen Gefilde
Hoffnung dir zur Seiten ging
Und mit diamantnem Schilde
Ueber deinem Haupte hing.

Hab' ich meinen kühnen Saiten
Dein lautschallend Lob gelehrt,
Das vielleicht in späten Zeiten
Freudig noch die Nachwelt hört,
Hab ich den beblümten Pfaden
Wo du wandelst, nachgespürt
Und von stürmischen Gestaden
Einige zu dir geführt; —

Göttin, o so sey, ich flehe,
Deinem Dichter immer hold,
Daß er schimmernd Glück verschmähe,
Reich in sich, auch ohne Gold;
Daß sein Leben zwar verborgen,
Aber ohne Sclaverey,
Ohne Flecken, ohne Sorgen
Seinen Freunden theuer sey.

Schluß.

Wenn ein Mensch die Augen geschlossen und den letzten Hauch ausgeathmet hat, und nun die tiefe Poesie, die in der Heiligkeit der Trauer wohnt, das Sterbelager umgiebt, dann — so will es der Gebrauch — kommt die nüchterne Prosa mit Inventar und Siegeln, um den feierlichen Frieden des Todes mit alltäglichem Geräusche zu stören. So ist es jetzt, nach dem sanften Scheiden des Dichters, die Pflicht des Biographen, das Inventarium der zurückgelassenen Werke einzubringen.

Abgesehen von der Veröffentlichung einzelner Gedichte in Zeitschriften, Anthologien, Blumenlesen, und der französischen Uebersetzungen in den Choix de poësies allemandes Paris 1766 und Avignon 1770, sind die Ausgaben von Uzens Dichtungen folgende:

1) Versuch lyrischer Gedichte Berlin 1749, durch Gleim zum Druck befördert. Diese erste Sammlung enthält Alles, was in der nachherigen Ausgabe den beiden ersten Büchern angehört.

2) Lyrische und andere Gedichte Leipzig und Anspach 1755—56. Diese Auflage ward mit dem dritten und vierten Buche vermehrt.

3) Sämmtliche poetische Werke von Johann Peter Uz. Zwei Bände Leipzig 1668, mit vielen Vignetten nach Oesers Erfindung von Geyser gezeichnet. Die Besorgung hatte Weiße bei der Dyk'schen Buchhandlung übernommen. Das fünfte und sechste Buch war hinzugekommen.

4) Poetische Werke von Johann Peter Uz. Prachtausgabe, von Weiße nach des Verfassers Tode herausgegeben nebst Uzens Biographie von Schlichtegroll und einem Vorwort von Weiße. Wien 1804.

5) Abermalige Herausgabe in zwei Bänden. Carlsruhe 1818 bis 1819.

Seit sechsundvierzig Jahren haben Uzens Gedichte keine neue Auflage erlebt; sie sind in dem Gedächtniß der deutschen Literaturfreunde schlafen gegangen, um vielleicht abermals vierzig Jahren bis auf wenige seltene Exemplare verschwunden zu sein.

Der Dichter hat das freilich nicht erwartet. Er hat geglaubt ein Recht auf das Andenken der Nachwelt zu besitzen, ihrer dankbaren Bewunderung sicher sein zu dürfen. — Und doch sind es von Alters her so Wenige, denen es beschieden ist in der vollen Geltung ihres Geisteswesens und Schaffens unsterblich, in ewiger Jugend durch die Zeiten zu wandeln! Den anderen Vielen muß, wenn die trügerisch überschwellenden Hoffnungen sich gelegt haben, ein kleiner, stiller, namenloser aber sicherer Antheil an dem großen Entwicklungsleben der Geschichte genügen.

Hat die Einsicht unseres Freundes bis zu diesem Gipfel der Selbstbeschauung sich nicht erheben können, so wollen wir uns des Ausspruchs von Goethe erinnern; daß nicht die Weisheit, sondern daß die Irrthümer des Menschen es sind, die ihn eigentlich liebenswürdig machen.

Anmerkungen.

1. Das Denkmal ist 1825 gesetzt, die Büste von Heideloff.

2. Jördens und Meusels Gelehrtenlexicon, Bockes Todtenalmanach, Schmids Biographien, Meyers Nachrichten über Ausbacher Gelehrte, Fränkisches Archiv 1790, Seilers gemeinnützige Betrachtungen u. s. w. u. s. w.

3. Die dem Gleim'schen Museum zugehörenden Briefe Uzens an Gleim waren im Jahre 1808 zum Druck bestimmt und als 4. Band des Gleim'schen Briefwechsels angekündigt. Der schweren Kriegszeiten wegen unterblieb der Druck. Das Manuscript ist mit rother Tinte durchcorrigirt, wahrscheinlich von der Hand des Herrn Wilhelm Körte, welcher die vorausgehenden Bände edirt hat. Es befinden sich in diesem Quartband auch einige Briefe von Gleim, ein einziger von Bodmer und mehrere von Frau Karschin, der deutschen „Sapho" wie sie sich unterschrieb. Das fehlende p ist mit rother Tinte sorgfältig hineincorrigirt. Einige dieser Briefe sind im Morgenblatt 1809 einzeln abgedruckt. Von Weißes Briefen sollen einige Proben vor ohngefähr zwanzig Jahren im Morgenblatt veröffentlicht worden sein, die jedoch nicht aufzufinden waren.

4. Burkhard Menke (Gottsched's Vorgänger) von Treitschke.

5. Literaturbriefe. Lessing, Lachm. Ausg. Bd. 6.

6. Goethe's Briefwechsel mit dem Herzog Karl August.

7. Briefe der Schweizer aus Gleim's Nachlaß herausgeb. von W. Körte. Zürich 1804.

8. Beiblatt zur Voß'schen Zeitung.

9. 1694.

10. Freitag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit Bd. 3.

11. Pyra geb. 1715 zu Cottbus gest. als Corrector zu Berlin 1744. Lange geb. zu Halle 1711 gest. 1781.

12. Alle folgenden Briefstellen von Uz an Gleim sind der Originalhandschrift entnommen.

13. Joh. Jac. Reiske geb. 1716. In seiner Selbstbiographie heißt es von der Erziehung im Hallischen Waisenhause: „Die Zucht ist nicht für Leute Meinesgleichen. Von Kindesbeinen an bin ich kränklich, traurig, niedergeschlagen, leuteschen, hypochondrisch gewesen. Die „unsägliche und unaufhaltbare Begierde arabisch zu lernen" bemächtigte sich seiner erst auf der Universität in Leipzig, wo er Theologie studiren sollte.

14. Wurmsamen von Triller. Gegenschrift: Wurmdoktor. Kritischer Sack- Schreib- und Taschenalmanach auf das Jahr 1744, Voll eingesacktes Tintenfäßl eines allzeit parat seyenden Briefsekretary gefüllt mit — u. s. w. u. s. w.

15. Die meisten der bei den Bremer Beiträgen betheiligten Schriftsteller fanden sich später an dem Carolinum in Braunschweig zusammen.

16. Historisch-topographische Nachrichten über das Fürstenthum Brandenburg Onolzbach von dem Geheimen Archivrath Stieber 1765. In der betreffenden Stelle wird erwähnt, daß in der seit 1608 gebräuchlichen Gerichtsordnung nach dem Titul 1: von Sachen fraißlicher oder Malefizgobrigkeit sogleich Titul 2 von hoher Wildbahn folgt.

17. Uz schreibt an Gleim: „Ich habe einen Versuch thun wollen, wie eine Vermischung von Jamben und reinen Dactylen klingen möchte. Nehmlich ich halte davor, daß die Dactyli so eingerichtet, als sie in unsern dactylischen Versen insgemein sind, sich unmöglich gut unterscheiden können, wenn sie mit Jamben oder Spondäen verwischt werden und daß sie sich nothwendig nach den Regeln der lateinischen Dactylen richten müssen, wofern sie in der Vermischung eben so leichtfließend sein sollen wie jene. Daher eine Sylbe, welche nach der lateinischen Prosodie positione lange ist, wenn nehmlich zween Mitlauter auf einen Selbstlauter in einer Sylbe folgen, nicht von mir im deutschen kurz, sondern meistens lang gebraucht worden ist. Und ich habe bemerkt, daß dieses zum Wohlklang eines solchen vermischten Silbenmaßes ungemein viel beiträgt. Die Vermischung, die ich gebraucht habe, ist von mir selbst ausgedacht worden, weil von den lateinischen metris im Deutschen mir keines recht klingen wollte. Es besteht dieselbe aus 2 Jamben, einem Anapästen, wenn man genau reden will, abermals 2 Jamben und einer kurzen überbleibenden Sylbe. Der zweite Vers ist zusammengesetzt aus 2 Jamben und 2 Anapästen. Man müßte freilich noch vieles vorher ausmachen und neben der lateinischen Prosodie auch vornehmlich noch den genie der deutschen Sprache vor Augen haben, wofern man eine dem Gehör angenehme Vermischung in ein deutsches Sylbemaaß bringen wollte. Vor allen Dingen aber müßte ausgemacht werden, ob es sich auch der Mühe lohnte diese Vermischung gäng und gäbe zu machen."

18. Lessing verließ die Fürstenschule zu Meissen 1746.

19. Lessing's Werke. Lachm. Ausg. Bd. 6.

20. Literaturbriefe.

21. Gellert's Briefwechsel. Sämmtl. Werke Bd. 6.

22. Literaturbriefe.

23. Bodmer fand die Handschriften auf Schloß Hohenems an der Tyroler Grenze.

24. In der Gleim'schen Sammlung befindlich.

25. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

26. Gottsched von Danzel.

27. Devrient.

28. Ob dieser Plan in der Bibliothek verwerthet wurde ist mir unbekannt.

29. Lessing's Briefwechsel.

30. Es gab in Baireuth eine feststehende Maskenordnung für die Darstellung der olympischen Götter in Perrücke und Reifrock.

31. Vehse, Der markgräflich Anspachsche Hof.

32. Cronegk's Taufzeugniß. Am 8. Sonntag den 2. September 1731 früh nach 2 Uhr ist auf dieser Welt geboren worden Johann Friedrich, des Reichsfrey Hochwohlgebornen Herrn Friedrich Carls von Cronegk hochbetrauten Kammerjunkers wie auch hochbestallten Commandant und Obristwachtmeisters über das hochfürstliche Grenadier Leibbataillion und der Reichsfreyen Hochwohlgebornen Frauen Sophien Christianen gebornen von Crailsheim herzliebstes Söhnlein. Folgen nun 11 Reichsfreye hochwohlgeborne Pathen und Pathinen

33. Derselbe Nicolai von welchem Lessing schreibt: „Wie kann ein Professor ein Herz haben!"

34. Gellert's Briefe, 6. Bd. der sämmtlichen Werke.

35. Es war nicht möglich die Namen der Reisebegleiter ausfindig zu machen.

36. Gellert's Werke, Bd. 6.

37. Das nunmehrige Pfarrhaus der St. Ludwigs-Stadtpfarrei D. 412 in der Karolinenstraße.

38. Boileau.

39. Der kleine und große Christoph. (Schönaich und Gottsched.)

40. Deutscher Merkur 1774.

41. Beitrag zur Biographie des Dichters J. Fr. v. Cronegk mitgetheilt durch Herrn Pedrazzi zu Nürnberg im Correspondenten von und für Deutschland. Wahrscheinlich im Herbst 1864.

42. „Der alte Premierminister Christoph Friedrich von Seckendorf repräsentirte, der andere Minister, Christoph Ludwig von Seckendorf aber regierte", sagt der Ritter von Lang in seinem Jubeljahr Anspachs.

43. Von Widmann.

44. „Cronegk hat sein Stück bis gegen das Ende des vierten Aktes gebracht. Das Uebrige hat eine Feder in Wien hinzugefügt — eine Feder — denn die Arbeit des Kopfes ist dabei nicht sehr sichtbar", heißt es in Lessing's Dramaturgie. Es sind zwei Schriftsteller als Ergänzer und Vollender des Trauerspiels Olinth und Sophronia genannt, von welchen der bedeutendere Sonnenberg ist.

45. Außer den schon öfter genannten Briefmanuscripten wurden zu diesen Auszügen benützt: der Gleim'sche, der Lessing'sche, der Wieland'sche, der Merk'sche und Jacobi'sche Briefwechsel.

46. ?? — vgl. S. 177

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Feuerbach, Henriette,

Uz und Cronegk zwei fränkische Dichter aus dem vorigen Jahrhundert ; ein biographischer Versuch

Leipzig 1866

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067746-2